

* * * * * * Herausgeber: L. Engel. * * * * * *

IX. Jahrgang. | Juli 1902. | — No. 7. —

Der Illuminatenorden im 18. Jahrhundert.

Dargestellt unter Nachweis vieler historischer Dokumente von L. Engel.

(Fortsetzung.)

Zur weiteren Klarstellung des Charakters Weishaupts ist es notwendig, auf die Angaben Weinbachs und Ickstatts einzugehen, welche den Vorwurf enthalten, dass Weishaupt sich zu der Stattlerschen Partei hingewandt haben soll. Aus diesen Bemerkungen ist geschlossen worden, dass er es mit seiner Gegnerschaft wider die Jesuiten nicht ernst gemeint haben könne, weil Stattler exjesuitischer Professor gewesen, demnach unmöglich aus diesem Grunde dessen Freund sein durfte. — Wir müssen etwas hier verweilen.

Benedict Stattler*), nicht zu verwechseln mit Daniel Stadler, dem einstigen Instruktor und Beichtvater des damaligen Kron- und Kurprinzen Max Joseph, ist geboren am 30. Januar 1728 zu Kötzing im bayrischen Walde, gestorben am 21. August 1797 zu München. Derselbe trat am 17. September 1745 in den Jesuitenorden, wurde 1759 zum Priester geweiht und legte am 2. Februar 1763 die feierlichen Ordensgelübde ab, wurde 1773 erster Professor der Dogmatik an der Universität zu Ingolstadt. Er behielt diese Professur bis 1781.

Stattler war ohne Zweifel einer der hervorragendsten Professoren, jedenfalls der bedeutendste der Theologen, die damals

---

*) Nachfolgende Angaben finden sich »Allgemeine Deutsche Biographie, auf Veranlassung S. M. des Königs von Bayern durch die historische Kommission der kgl. Akademie der Wissenschaften«, Leipzig, 1893, Bd. 35, Artikel Stattler.

in Ingolstadt lehrten. Er war sich aber seiner Überlegenheit über die meisten seiner Kollegen wohl bewusst, dabei rechthaberisch, herrisch und geriet darum in viele Streitigkeiten auch mit anderen Mitgliedern der theologischen Fakultät, in der er nach 1773 der einzige Exjesuit war, während die übrigen aus anderen Orden oder Weltgeistliche waren.

Im Jahre 1775 ernannte ihn der Bischof von Eichstadt als Kanzler der Universistät auch zum Prokanzler. Der Kurfürst bestritt anfangs zwar dem Bischof das Recht, einseitig den Prokanzler zu ernennen, erkannte aber schliesslich die Ernennung an. — —

Stattler hat zahlreiche wissenschaftliche, namentlich theologische Werke veröffentlicht, die ihm in Wien und München Preise eingetragen haben und aus denen hervorgeht, dass seine Ansichten sich weit von denen der herkömmlichen jesuitischen und kurialistischen entfernten: so z. B. lehrte er, dass die Fürsten bezüglich ihrer rein politischen Gewalt vom Papste nicht abhängig seien, die Immunität der Geistlichen nicht auf göttlichem Recht, sondern auf einer Konzession der Fürsten beruhe; der Fürst Bedingungen für die Gültigkeit der Eheabschliessungen und trennenden Ehehindernisse aufstellen könne und die Kirche eine nach staatlichem Rechte ungültige Ehe nicht gültig erklären kann.

Vergleichen wir mit diesen historisch unangreifbaren Thatsachen einige der bereits bekannt gegebenen Briefe (S. 126 und 127), so wird die Sachlage bald klar. — Stattler erscheint dem nach Geistesfreiheit ringenden Weishaupt als ein freier wie alle anderen Theologen denkender Kopf, das musste ihm wenigstens anfänglich bis zum Jahre 1775 sympathisch sein, denn Stattler veröffentlichte diejenigen Schriften, die Weishaupt veranlassten, sein besonderer Gegner zu werden, erst später. — Weishaupt giebt nun in dem Briefe vom 7. Januar 1775, der bereits teilweise im Wortlaut (s. S. 122) wiedergegeben ist, folgendes im Anschlusse an dem dortigen Inhalte an:

> 2. was die übrigen Professoren betrifft, so bitte ich Eure Excellenz uns mit neuen Mönchen Professoribus zu verschonen, denn gegenwärtige schon amtlich angestellte sind so Ambitios und Intriguant als jemahlen ein Jesuit seyn kann. — — — — —
>
> Sollt ich einmahl die gnad haben Eure Excellenz zu sprechen, so will ich hochdenselben vorher Manchen Streich berichten. Niemahlen sollte man es glauben, das solche Kerls unter den Kutten eines Mönchs stecken könnten, besonders nehmt sich Prof. Steigenberger sehr stark um Titl und ämter an, thut aber doch sehr wenig, ich finde es wäre gut die Jesuiten nicht gänzlich auf der Universität

abgehen zu lassen, denn sie sind die einzigen, die den Prälaten, Klöstern und Mönchen Dominirent entgegen stehen. — —

Da wir wissen, dass anno 1775 Stattler an der Universität der einzige*) Exjesuit war und dass er als Theologe hochbedeutend, so ist, wie ein Abwägen des letzten Briefes und der Anschuldigungen Ickstatts und Weinbachs ergiebt, Weishaupt seinen gegen Lori ausgesprochenen Ansichten nur getreu, wenn er den einzigen an der Universität noch angestellten Exjesuiten Stattler unterstützt. Ob er, bei aller Möglichkeit des diesbezüglichen Wunsches, in der Lage gewesen wäre, das Procancellariat zuzuschanzen, wie Weinbach behauptet, erscheint deshalb sehr fraglich, weil der Bischof von Eichstädt und der Kurfürst darüber zu entscheiden hatten, auf beide jedoch in dieser Hinsicht Weishaupt kaum irgend welchen Einfluss haben konnte. — Nur Gründe sachlicher Natur können Weishaupt im Interesse der Universität zur Annäherung an Stattler veranlasst haben, wenigstens lässt der Briefwechsel diese Schlussfolgerung recht wohl zu. Bedenkt man ferner, dass später eine allbekannte Gegnerschaft zwischen Weishaupt und Stattler entstand, begründet durch ihre verschiedenen theologischen Ansichten, so ist nicht recht einzusehen, wieso die im Jahre 1775 bewiesene freundschaftliche Gesinnung Weishaupts als Beweis der Unzuverlässigkeit seines Charakters heute noch angesehen werden kann. — Wir wollen hier einschalten, dass Stattler, gereizt durch die Gegnerschaft Weishaupts, nachdem die Verfolgung der Illuminaten in Bayern ausgebrochen war, als Entgelt eine bissige Broschüre anonym herausgab, betitelt: »Das Geheimnis der Bosheit des Stifters des Illuminatismus in Baiern, zur Warnung der Unvorsichtigen hell aufgedeckt von einem seiner alten Kenner und Freunde.«

Es ist bekannt, dass diese Schrift von Stattler herrührt. —

Einen besonderen Punkt haben wir noch zu berühren: nämlich die so oft hervorgehobene Undankbarkeit Weishaupts gegen Ickstatt, die seit einer Bemerkung Kluckhohns in seinem Werke »Der Freiherr von Ickstatt« wiederholt als Beweis angeführt wird. Weishaupt soll im Oktober 1774 Ickstatt einen eigennützigen und kindischen Menschen genannnt und von seinem so berühmten Nepotismus in einem Briefe an Lori geschrieben haben. — Das Original dieses Briefes aufzufinden ist dem Schreiber dieses bisher noch nicht gelungen. Es ist nicht zu zweifeln, dass ein solcher Brief vorhanden ist, vorläufig wird er jedoch nicht vom Archiv ausgeliefert; in dem Aktenfascikel der Reihe der Briefe an Lori befindet er sich nicht, wenigstens

*) S. Prantl.

nicht mehr, es liegen unbekannte Gründe vor, diesen Brief nicht wie das übrige Material allgemein zugänglich zu machen. Hoffentlich wird eine Einsicht noch gestattet werden, um genaue Kenntnis von den Gründen zu erhalten, die Weishaupt veranlasst haben, so wie Kluckhohn angiebt, zu schreiben, denn Gründe müssen vorhanden sein, wie ganz unzweifelhaft der bisher schon bekannt gegebene Briefwechsel ergiebt. Auch scheint es, dass das Jahr 1774 nicht richtig, nach dem Gange der Ereignisse zu urteilen dürfte 1775 zu setzen sein. Jedenfalls wird man gut thun, bis zur Klärung dieser Angelegenheit nicht ungeprüft auf die Aussage Kluckhohns hin eine Anklage aufzubauen, die erst beleuchtet werden muss, zumal ausser dem Genannten noch niemand den Brief wieder in Händen gehabt hat. — Wir hoffen mindestens bis zum Schlusse dieser Betrachtungen die Angelegenheit feststellen zu können. —

Die Gründung des Ordens.

Die Gründung des Ordens datiert nach den Angaben Weishaupts vom 1. Mai 1776. In seinem Werke Pythagoras oder Betrachtungen über die geheime Welt- und Regierungskunst giebt er im dritten Abschnitt dieses Buches sehr genaue Auskunft. Will man Weishaupt gerecht beurteilen, so muss man seine Behauptungen und Angaben zunächst kennen, um dann an der Hand des vorhandenen Aktenmaterials und Berücksichtigung der historischen Ereignisse zu untersuchen, ob diesen der Glaube gewährt werden kann, den Weishaupt für sich beansprucht. Es ist nötig, den ganzen dritten Abschnitt zur Grundlage weiterer Untersuchungen hier anzugeben, derselbe lautet:

Von den Absichten der ersten Stifter geheimer Verbindungen.

Die Absichten der ersten Stifter sind von den Zwecken ihrer Gesellschaften wohl zu unterscheiden. Aus solchen lässt sich mit grosser Genauigkeit bestimmen, ob der Zweck ihrer Gesellschaft wahr oder bloss vorgeblich ist? Ob der Stifter selbst ein Heuchler oder Betrüger gewesen? Ob die Gesellschaft sich in der Folge von ihren ersten Grundsätzen entfernt, ob sich die Gesellschaft verbessert oder verschlimmert hat? Es fragt sich also nicht allein, welchen Zweck eine geheime Verbindung hat; es fragt sich noch überdies, was den ersten Stifter bewogen habe, seiner Gesellschaft diesen und keinen anderen Zweck zu geben? Was er durch die Erreichung solcher Zwecke gesucht habe? Es fragt sich, ob seine Absichten rein oder eigennützig gewesen? Diese Absichten verraten sich aus dem Stand, Charakter, Lebensart, Bedürfnissen und Umgang des Stifters, nicht weniger aus den übrigen Umständen, Zeit und

Ort, selbst aus vielen ursprünglichen Einrichtungen, welche der Urheber nicht ohne Ursache getroffen hat. Wenn diese Umstände genau erwogen und gehörig unter einander verglichen werden, so kann die wahre Absicht einer solchen Handlung unmöglich verborgen bleiben.

Die öffentliche Welt, welche hinter jedem Geheimnis nur Arglist, Bosheit und Betrug vermutet, schreibt ein solches Unternehmen gewöhnlich dem Ehrgeize zu, der Begierde, sich einen Anhang und grösseren Einfluss zu verschaffen.

Im ganzen und allgemeinen nach dem zu urteilen, was am häufigsten geschieht, mag dies Urteil sehr begründet sein; denn die Erfahrung hat Welt und Menschen klug gemacht, indem sie lehrt, dass jede Anstalt zehnmal missbraucht wird, bis sie einmal zum Guten benutzt wird. Doch sind auch hier, wie in allen übrigen Fällen, billige und gerechte Ausnahmen zu machen. Man würde sich z. B. sehr irren, wenn man glauben wollte, dass alle diese geheimen Verbindungen, schon bei ihrem ersten Entstehen, nach so grossen und weit aussehenden Plänen entworfen werden.

Viele derselben haben sehr kleine unbedeutende Veranlassungen; manche sind auf weiter nichts als Zeitvertreib und Unterhaltung abgesehen, oder sie entstehen, wenn es hoch kommt, um einem temporellen oder lokalen Bedürfnis abzuhelfen; sie würden mit diesem aufhören, wenn sie nicht durch die Gewohnheit erhalten würden. Erst in der Folge bemerkt ein oder der andere, dass sich eine solche Einrichtung, da nun einmal die Sache so weit im Gange ist, zu allgemeinern, fortdauernden und reellen Zwecken benutzen liesse. Der politische oder religiöse Druck sind wohl bei edleren Seelen die natürlichste Veranlassung, welche das Bedürfnis nach solchen Anstalten erwecken. Von einer anderen Seite sind der Eigendünkel, die Herrschsucht, die Unzufriedenheit mit schon vorhandenen älteren Gesellschaften, die Begierde, seine Einfälle geltend zu machen, die Ursache, dass sich einige von älteren Gesellschaften absondern, um nach ihren Ideen ein neues und besseres Reich zu gründen. So ist die Freimaurerei die gemeinschaftliche Stammmutter der meisten heutigen geheimen Gesellschaften. Die meisten Stifter der heutigen Orden sind Apostaten, ausgeschlossene, misshandelte oder nicht befriedigte Mitglieder dieser Gesellschaft. Diese haben in dieser Schule einsehen gelernt, dass sich auf diesem Wege noch ungleich mehr thun liesse, wie sehr sich der Hang der Menschen nach Geheimnissen zur Ausführung und Erreichung anderer Zwecke benutzen liesse. Solche Aussichten ermuntern und reizen die Thätigkeit unternehmender Menschen, und die anscheinende Leichtigkeit macht, dass sich jeder über alle Schwierigkeiten hinaussetzt.

(Forts. folgt.)

Die Sphynx.

Hin flieht die Zeit; es wechseln die Geschlechter,
Ein Krieg löst den Frieden ab, und durch ihr eigen Wesen
Wird Kunst und Wissenschaft stets rastlos fortgetrieben,
Nur ihre Furchen andren hinterlassend.

Allein nur steht in ewig gleichem Ernste
Im Zeitenstrom die Weltgeschichte da,
Sich selbst so fern und doch sich selbst gestaltend,
Sieht sie ihr Selbst an sich vorüberziehn.

So ragt wohl auch aus fernem Wüstenmeere
Die Sphynx, ihr Sinnbild, hoch zum Himmel auf,
So unbewegt und stumm. Und doch, in ihrem Schweigen
Wird uns die ganze Ewigkeit nicht offenbar?

Gr.-Lichterfelde. Richard O. Koppin.



Biographia Antiqua.

Von F. W. Krippner.

Philo.

Philon (Philo Judaeus), der berühmteste Vertreter der hellenisch-jüdischen Philosophie.

Die Nachrichten über sein Leben bei Josephus, Eusebius, Hieronimus, Suidas u. a. sind dürftig und zum Teil fabelhaft.*) Seine Bedeutung und sein Einfluss haben dabei das ganz Eigentümliche, dass Philo der Hauptsache nach jene nicht sowohl in sich selbst trug und diesen nicht sowohl auf seine nächsten Zeit- und Glaubensgenossen ausübte, als dass er vielmehr ein höchst bemerkenswertes, aber schon längst vor ihm im wesentlichen abgeschlossenes Stadium philosophischer Spekulation, was uns ohne ihn nur äusserst mangelhaft bekannt geworden wäre, in seinen Schriften ziemlich vollständig niederlegte, und dass er es hierdurch hauptsächlich ward, der den Zutritt dieser philosophischen Spekulation in die heidnische und christliche Theologie vermittelte und also auch diese in sehr mannig-

*) Real-Encyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft von Aug. Pauly, Bd. V.

faltiger, beachtungswürdiger und entscheidender Weise modifizierte.*)

Von den äusseren Lebensverhältnissen des Philo ist uns, wie schon erwähnt, nur weniges mit Verlässlichkeit bekannt.

Er war ein Alexandriner, ob von Geburt oder durch spätere Wahl Alexandrias zu seinem Aufenthaltsorte, steht nicht hinlänglich fest, doch ist das erstere wahrscheinlicher. Ein Moment hierfür giebt immer schon das Zeugnis des Hieronymus, welcher ihn in seinem Schriftstellerverzeichnisse ausdrücklich einen Alexandriner von Geburt nennt, denn wenn dasselbe gleich erst über 300 Jahre nach Philos Tode niedergeschrieben ist, so sind doch die Worte so zweifellos gehalten, dass Hieronymus in ihnen jedenfalls eine damals ganz allgemein angenommene Meinung aussprach, die doch schwerlich ohne weiteres als unbegründet dürfte bezeichnet werden können. Auch wird dieselbe durch mehrere andere Andeutungen unterstützt, welche sich gelegentlich finden. Minder noch dadurch, dass Philo an einer Stelle**) von Alexandria als von seiner Stadt redet. Entscheidender ist es dagegen, dass auch sein Bruder Alexander Lysimachus in Alexandria lebte, sich dort durch sein Geschlecht und seinen Reichtum vor seinesgleichen auszeichnete und das uns zwar wenig bekannte, aber gewiss sehr einflussreiche Amt eines Alabarchen von Alexandria bekleidete. Denn immer ergiebt sich aus diesem allen, dass die Familie des Philo nicht so vereinzelt und so lose mit Alexandria verbunden war, als es bei neuen Ansiedelungen in einer Stadt der Fall zu sein pflegt.

Die gegebenen Mitteilungen belegen zugleich das Ansehen und die glücklichen äusseren Verhältnisse, in denen die Familie des Philo zu Alexandria lebte. Auch bezeugt diese Eusebius ausdrücklich. Hieronymus fügt hinzu, dass Philo aus priesterlichem Geschlecht entsprossen sei, doch ist uns hierüber nichts Näheres bekannt, und vielleicht entnahm dies Hieronymus nur vermutungsweise daraus, dass Philo in seinen Schriften öfters dem Stande der Leviten und Priester die grösste Verehrung widmet, ein Grund, der um so schwächer ist, als solche Verehrung bei den Juden überhaupt ganz gewöhnlich, in besonderer Weise aber noch ausserdem in den eigentümlichen religiösen Ansichten des Philo begründet ist, welcher nach seiner Lehrmethode die Leviten und Priester als vorbildliche Symbole aller wahrhaft Frommen ansah und in diesem Sinne vornehmlich ganz unabhängig, also von deren hierarchischen Familien-Vorrechten, als besonders verehrungswürdig hervorhob.

---

*) Encyklopädie der Künste und Wissenschaften von J. S. Ersch und J. G. Gruber, 3. Sektion, S. 435.

**) A. Gfrörer: Philo und die alexandrinische Theosophie, I. T., S. 1.

In welchem Jahre Philo geboren ward, wissen wir so wenig, als in welchem Jahre er starb. Doch verlieren wir dadurch nichts Wesentliches, indem uns daneben immer die Zeit, innerhalb deren Philo ungefähr lebte und hauptsächlich wirkte, mit Zuverlässigkeit bekannt ist. Er selbst nämlich sagt uns, dass er schon im vorgerückten Alter gewesen sei, als er, dem Vertrauen seiner Mitbürger entsprechend, nebst einigen anderen sich der Gesandtschaft an den Kaiser Cajus Caligula unterzog, welche in das Jahr 39 oder 40 der dionysischen Ära fiel.

Auch nennt er sich in der Schrift De legatione ad Cajum, in welcher er die Ereignisse dieser Gesandtschaft selbst beschreibt und die er wahrscheinlich bald nach dem Regierungsantritte des Kaisers Claudius, jedenfalls aber noch während dessen Regierung (41—54) schrieb, einen Greis mit altergrauem Haupthaar.

Und so sind wir wohl berechtigt, mit den meisten Geschichtsforschern anzunehmen, dass Philo um das Jahr 50 der dionysischen Ära in den siebziger Lebensjahren gestanden haben dürfte, die Zeit seiner Geburt um die Jahre 30—20 vor Beginn jener Ära, und sein Tod ungefähr in den Ausgang der Regierung des Claudius gefallen sei. Auch streitet kein anderes, uns sonst bekanntes geschichtliches Datum gegen diese Annahme, welche vielmehr in der jüdischen Tradition insofern noch eine Bestätigung findet, als diese unseren Philo ungefähr 100 Jahre vor der Zerstörung des jerusalemischen Tempels geboren werden lässt.

Als Schriftsteller*) teilte er mit den späteren alexandrinischen Griechen die encyklopädische Polygraphie, die rhetorisierende Behandlung oft widerstrebender Stoffe und die unreine Mischung poetischen und prosaischen Ausdruckes, und gerade wie bei den Rhetoren des zweiten und dritten Jahrhunderts finden wir bei ihm eine Fülle oft ganz zur Unzeit angewendeter tragischer rhetorischer, namentlich demosthenischer Phrasen, die seinem Stil oft einen buntscheckigen Charakter geben.

Doch ist in dem Besten, was er schrieb, der warme sokratisch-platonische Ton und ein nach Plato und anderen klassischen Mustern gebildeter Periodenbau nicht zu verkennen, obgleich wir philosophische Schärfe, folgerichtiges Denken und klare Begriffsentwicklung vermissen und seine Perioden nicht selten zu leicht geschürzt sind oder nach gewaltigem Anlauf bequem auseinanderfahren. Diese Mängel werden indessen aufgewogen durch die grosse Wärme und Herzlichkeit seiner Darstellung, durch den heiligen Ernst seiner feurigen, oft an die alten Propheten erinnernden Begeisterung, durch die echte und tief religiöse Sittlichkeit und den kühnen Schwung seiner

*) Real-Encyklopädie von A. Pauly, B. V, S. 1500.

Gedanken, mit denen er das Körperlose und Verborgene des göttlichen Wesens zu erfassen ringt.

Auch in willkürlich phantastischen Spielen seines Witzes zeigt sich oft ein ungemein reich begabter Geist.

Dazu brachte er als nationales Element eine üppig wuchernde Bilderfülle und ein Streben nach Pracht und Erhabenheit des Ausdruckes mit, wodurch seine sonst so gewandte Gräcität ein ganz fremdartiges Gepräge erhält.

Am glücklichsten ist er in seinen in epischer Breite gehaltenen lebensvollen und malerischen Schilderungen geschichtlicher, sittlicher und physischer Zustände seiner Zeit, die auch für den Geschichtsforscher von hoher Wichtigkeit sind.

Carus*) bezeichnet ihn als ein mit griechischer Philosophie tingierter, religiöser Philosoph nach dem inneren Licht, ein Theolept, mit frühem Sinn für das einsamere Leben. Mit mittelmässigen Talenten, aber ausgebreiteten Kenntnissen, besonders der pythagoräischen und platonischen Philosophie war er, trotz seiner vielfachen Menschenkenntnis, nicht fähig, sich über manche Vorurteile zu erheben. Freilich war er aber in der Erhebung seiner Nation unstreitig durch die bitteren Verfolgungen der Alexandriner gestärkt. Er teilte mit den gebildeteren Juden ein Läuterungsstreben des Vorhandenen, verbunden mit Sinn für Absonderung ihrer höheren Bildung von dem grossen Haufen. Daher sind seine Schriften bald nur für Gebildete, die er bittet, die vorgetragenen geheimen Lehren nicht Ungeweihten, Exoterikern mitzuteilen, bald für das ungebildete, jüngere oder gemischte Publikum. So liess er auch selbst den Moses eine doppelte Darstellungsart wählen, eine bildliche für den grossen Haufen, wo nur der Weise den tieferen Sinn entdeckt, daher nennt er ihn den Lehrer der grossen Mysterien.

Nur wegen der menschlichen Schwäche erhielt Gott menschliche Namen im Alten Testament.

Ohnehin war er oft in Ekstasen, worin er, nach seinem eigenen Geständnis, sich als Werkzeug der Gottheit betrachtete und kein Bewusstsein haben wollte, und darin schrieb er auch.

Daher und wegen der herrschenden Sprache ist in seinen psychologischen Ausdrücken viel Dunkelheit.

Das Sehen z. B. ist ihm nicht bloss Anschauen, sondern auch Erkennen.

Dieses Sehen oder Schauen sind ihm vorschwebende Objektbilder.

Seine Anschauungen über die Natur des Menschen sind nach Carus folgende:

---

*) F. A. Carus, Psychologie der Hebräer. Leipzig, 1809.

Natur des Menschen.

Der Mensch ist von der Gottheit zu dem einzigen Wesen gemischter Natur gemacht. Sie verband in ihm Gutes und Böses. Überhaupt sind alle Geschöpfe entweder keiner Tugend und keines Lasters fähig, wie die Pflanzen und Tiere, oder sie können bloss tugendhaft sein wie die unkörperlichen Seelen und Gestirne, oder zugleich der Tugend und des Lasters fähig. Dies allein ist der Mensch, der an sich Unbedeutende. Merkwürdig ist es, wo Philo den Sitz des Bösen im Menschen sucht.

Nicht in den Sinnen, diese sind indifferent, sind ihrer Natur nach weder gut noch böse, können aber beides werden.

Vielmehr in dem unvernünftigen Teile des Menschen, mithin in den Begierden und Leidenschaften, ganz vorzüglich in dem Geschlechtstriebe, von dem er auch die Ausartung der Menschengenerationen allein ableitet.

Dieser Teil ist wie der Körper böse und der Gottheit verhasst.

Der Körper ist das schmutzige Gefängnis, ja das Grab der Seele, dessen Wächter die Lüste und Begierden sind.

Ursprünglich, d. i. vor der Verbindung mit dem Körper, ist die Seele reiner Natur. Das Gegengewicht in den drei Teilen der Seele befördern besondere Tugenden, für die Begierden ist es die Mässigung, für die Leidenschaften die Tapferkeit, für den Verstand die Klugheit und für alle die Gerechtigkeit. Diese alle haben ihren Ursprung in der Güte des Charakters.

Seelenzustände.

Philo unterschied verschiedene Zustände der Seele: a) den vorweltlichen, b) den der ersten Menschen, c) den der folgenden Generationen, also mit Einmischung einer rationalen und mythischen Psychologie.

a) Schon vor der Schöpfung des irdischen und sterblichen Teils existierte der unsterbliche. Diesen unsterblichen Teil des Menschen (*νοῦς*) bildete die Gottheit sich selbst oder ihrem Logos vollkommen ähnlich, oder sie machte ihn zu ihres Logos Ebenbilde.

Insofern kann man sagen, dass der Mensch mit der Gottheit oder ihrem Logos verwandt sei, sowie sein Körper mit der ganzen Natur. — Das Göttliche, das von der seligen göttlichen Natur eingepflanzt war, wird von seinem ursprünglich seligen Sitze wie eine Kolonie zu dem Körper gesendet.

Die Gottheit schuf keinen Menschen ganz unfähig zum Guten, vielmehr machte sie die Seele von den Gesetzen der Notwendigkeit frei, so dass sie nach freier Willkür gut oder böse handeln kann.

b) Der erste Mensch übertraf an Schönheit, Feinheit und

Reinheit des Körpers wahrscheinlich alle Menschen. Ebenso war seine Seele das schönste Ebenbild des göttlichen Logos, reichlich strömte Gottes Geist auf ihn herab, auch war er noch ungeschwächt durch Leidenschaften.

Doch die Annäherung an das Weib erzeugte die Wollust durch Sinnenschmeichelei und die Sterblichkeit.

c) Von Generation zu Generation artete das Menschengeschlecht, wie es scheint, aus, teils an Körper, teils auch an Seelenkräften, wie der Magnet stets an Anziehungskraft in den fernsten Gliedern verliert.

Perioden des Lebens.

1. Geburt. Angeboren sind jedem Sterblichen unzählige Übel (nach dem griechischen Wortlaute eigentlich Schicksalsgöttinnen, dann Gebrechen), die wir zwar mildern, doch nie austilgen können. Dies sind nämlich die Lüste und Begierden. Ja selbst durch die Geburt ist das Sündige in seine Natur verwebt. Jedoch nach dem griechischen Wortsinn nicht als Erbsünde zu verstehen.

Wohl giebt es Ausnahmen — bei vollkommen göttlichen Männern —, die gleich nach der Geburt von der Gottheit unterstützt werden. — So bestimmte Gott den Isaak gleich vor der Geburt zu einem besseren Lose.

Solche erhalten die Weisheit durch Natur oder unmittelbar von Gott ohne Mühe.

Merkwürdig ist es, dass das Unnatürliche erst mit der Geburt beginnt, das höhere Genie aber, ein Same des Göttlichen, vor der Geburt ausgestreut ist!

Zu solchen Ausnahmen göttlicher Männer zählt er z. B. auch den Moses.

Doch ist uns auch noch einige Ähnlichkeit mit dem Stammvater übrig. Unserer Seele nach sind wir noch, wie er, der Gottheit ähnlich. Auch besitzen wir noch einen Teil seiner Herrschaft, nämlich die über die Tiere.

2. Erstes Menschenalter in den ersten sieben Jahren nach unserer Geburt.

Die Natur ist hier noch unverdorben, da die Seele noch ungebildet ist und in ihr weder vom Guten noch vom Bösen Begriffe haften.

3. Zweites Menschenalter oder das Knabenalter. Hier beginnt sogleich das Böse, teils aus den Menschen selbst, auch ohne Lehrer, da dessen Seele nach Mose von Jugend auf eifrig dem Bösen nachstrebt, teils durch andere und zwar durch die ersten unzähligen Lehrer oder Erzieher, d. i. durch Eltern und Wärterinnen und herrschenden Sitten. — Ein tiefer Blick!

Die eigenen Kräfte des Menschen würden nicht hinreichen, durch die stete Fruchtbarkeit an Lastern würde sich

die Seele hinrichten. Daher will uns die Gottheit die Tugend erleichtern. Zu dem Ende schickt sie uns ihren Geist (ihre Weisheit als ihren Engel) auf die Menschen. Beständig bleibt er bei denen, die sich vom Körper loszureissen streben.

4. Drittes Menschenalter fordert nun Vorübung durch a) Vorbereitungswissenschaften zur Philosophie, d. i. durch Schulung des Verstandes. Niemand ist zwar so veranlagt, dass er nie den Gedanken des Besten willkürlich oder unwissend fassen sollte, nur kann er ihn nicht festhalten. Daher Erhebung zu dem göttlichen Logos. Dann b) durch angestrengte Übung, d. i. einen anhaltenden Kampf zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, bis die Gottheit dem Guten das Übergewicht giebt.

Das Anhalten an eine höhere Kraft hilft dem Schwachen auf.

5. Im Alter werden die Tugendhaften, die in ihren jüngeren Jahren ein reines thätiges Leben führten, durch ein stilles Hingeben an die Betrachtung belohnt, wodurch der Mensch zur Erkenntnis der Gottheit gelangt.

Gerade den Greisen empfahl er nur eine strenge therapeutische Moral.

Wie lange, sagte er, werden die Greise noch Kinder an der Seele sein? und wir uns an das veränderliche Glück mehr als an die Vernunft und Natur halten?

Es giebt nach ihm eine doppelte Art des Todes: 1. Trennung der Seele vom Körper, 2. das Ersterben in Leidenschaften, eine Art von ewigem Tod in beständiger Hoffnungslosigkeit, Traurigkeit und Furcht.

Wesen der Seele.

So wie er die Kräfte in Gott personifizierte, so betrachtete er auf der anderen Seite die Seele als Substanz. Man sieht ihm aber doch schon das Schwanken bei Bestimmung des Grundstoffes des Menschen an. Einmal betrachtet er die Seele als teilnehmend an der ätherischen, d. i. feurigen Natur. Dagegen lässt er sie ein andermal aus dem Aristotelischen fünften Elemente mit den Gestirnen schaffen und verneint ihre Bildung aus Ätherstoff. Jedoch etwas Feines und Göttliches war ihm die Seele.

Die Materie des sterblichen Teils der Seele als Lebenskraft bestimmte er, dem Alten Testamente gemäss, aus Blut.

Die Materie des Verstandes wie die der übrigen sittlichen Natur ist göttlicher Geist oder ein unzertrennlicher Teil der seligen Natur der Gottheit. Er glaubte auch an fortdauernde Inspiration oder Einhauchung in seinen Exstasen, wie er den alexandrinischen Übersetzern des Alten Testaments jedes Wort inspiriert sein liess.

Auch er liess viele griechische Philosophen aus dem Alten Testament schöpfen.

Vollendete Menschen oder Geweihte ahnen, sowohl schlafend als wachend, die Zukunft voraus.

Sinn.

Das Sehen geschieht a) durch die Augen des Körpers, b) durch das Auge der Seele, d. i. Verstand und Weisheit, Anschauen.

Die Vorstellungen, die sie dadurch erhält, sind eben die Anschauungen. Da der Körper das (innere) Sehen verhindert, so muss sie sich von diesem losreissen und sich dem Gegenstande selbst oder der intellektuellen Substanz, ja der Gottheit selbst nähern.

Diese Sehkraft der Vernunft, die schärfer ist als die des Körpers, wird von manchen durch Sinnlichkeit und Unwissenheit abgestumpft. Die Sinne heissen Trabanten des Verstandes, des Fürsten.

Das Unkörperliche ist zwar das Intellektuelle überhaupt, aber eigentlich nicht das, was gar keinen Körper hat, sondern das, was keinen durch die Sinne wahrnehmbaren Körper hat.

(Schluss folgt.)



Zwei Menschenschöpfungen.

Eine spekulative Betrachtung von Jos. Günzl.

Und Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbilde, nach Gottes Ebenbild schuf er ihn; als Mann und Weib schuf er sie. (Mos. 1, 27.)

Und Gott Jehovah bildete den Menschen aus Staub vom Boden, er blies den Lebenshauch in seine Nase, und also wurde der Mensch zu einem lebenden Wesen. (Mos. 2, 7.)

»So nehmen Sie zwei Menschenschöpfungen an?«

»**So ist es!** werde mich aber hüten, derlei in die Welt hinauszupredigen, damit es mir nicht gehe, wie jenen gutmütigen Narren, welche das Schweigen nicht gelernt haben!« A. v. Humboldt. (Über Liebe und Ehe.)

Ich werde auf Grund einer spekulativen Betrachtung diesen Faden aufheben und nach meiner höchstmöglichsten Erkenntnis weiterführen.

Was ist Geist? — Geist ist Gott. — Was ist Natur? — Natur ist die Qualität der Mittel, deren sich der Geist zu seiner Schöpfung bedient. Sie ist sein Material, woraus er Formen schafft. Sie ist das ewige Werden und Vergehen, das Wechselnde im Bleibenden, das Dasein. Gott aber, der ewige, unveränderliche Geist, ist das Sein absolut. — Es giebt zweierlei Seinsarten, eine geistige und natürliche oder materielle Seinsart als Dasein. Sein und Dasein sind zugleich eins und doch zwei, eins bedingt das andere. Kein Sein ohne Dasein und umgekehrt, keine Substanz ohne Form und keine Form ohne Substanz, kein Denken ohne Vorstellung und ebenso keine Vorstellung, an der nicht das Denken haftet als eine Idee der Vorstellung selbst. Die Idee ist das Centrum der Vorstellung und diese wird hinausgestellt in die Peripherie als Schöpfungsakt. Das Denken ist dem Sein oder Geist Attribut. — Es giebt auch zweierlei Naturen, eine geistige und eine sinnliche (materielle). Die materielle ist die fixierte in unserer Welt, ist auch der ganze Kosmos selbst; an diesem fixierten Kosmos, dieser materiellen Natur ist die geistige Natur Gottes zu erkennen. — Die materielle Natur ist wohl von Gott, aber nicht Gott selbst, wie manche annehmen, sonst müsste der Topf auch schon der Töpfer sein, aber an der Form des Topfes erkenne ich die geistige Natur des Töpfers. An der natürlichen Welt also erkenne und erschaue ich den Geist Gottes, aber die Welt ist nicht Gott, sondern — von Gott, aus seiner geistigen Natur erdacht und als Schöpfung in die Peripherie gestellt, d. h. aus seinem Centrum in den Umkreis, als Extension.

Die ideale Welt liegt im Denken Gottes, in seinem Geist und ist die intelligible, lebendige, geistige Welt. Was der Mensch denkt, ist wohl identisch mit dem Denken Gottes, aber es ist nicht lebendig, sondern tot, auch alles, was der Mensch mittels seiner Gedanken und Ideen schafft, vorstellt, ist nicht lebendig, sondern sind gleichsam tote Formen, die wieder vergehen. — Gott ist Makrotheo, der Mensch, als sekundärer Mitschöpfer, Mikrotheo, aber ein Gestalter der Vergänglichkeit, wie auch er selbst vergänglich ist als Mensch der äusseren Welt. —

Was im kleinen ist, vollzieht sich auch im grossen und ganzen.

Die geistige Welt war und ist keine Schöpfung im Sinne der objektivierten, successive entstehenden, in tote, fixierte Formen sich ablagernde, sondern eine lebendige, flüssige, im ewigen Denken Gottes imaginative.

Was Gott denkt, ist lebendig, was der Mensch denkt, ist tot, darum ist der innere von Gott gedachte Mensch geistig und lebendig, der vom Menschen aber erzeugte und entstandene

Mensch (homohumur) vergänglich und eigentlich schon hier eine tote Maske oder Form.

Also ist nur der innere Mensch ein unsterblicher und der äussere ein sterblicher, weil entstanden.

Hier verstehen wir die Duplizität des Menschen — zwei Menschenschöpfungen. —

Ich gehe aber zur weiteren Ausführung und werde auch die Notwendigkeit dieser Duplizität erbringen, als notwendigen Kasus (Fall) in der Schöpfung.

Die geistige Schöpfung, wenn als solche aufgefasst, ist gleichzeitig mit Gott, weil Gott jedenfalls ohne Denken nicht sein konnte, wie auch der Mensch ohne Denken nicht sein kann, denn das Denken ist schon eine imaginative Schöpfung, Gott ist das ewige Denken, in seinem Denken ist kein Anfang und wird kein Ende sein, weil Gott ewiges Sein ist. — So ist auch die geistige Welt die ewige Seinswelt ohne Anfang und Ende, denn wenn man sich einen geistigen Anfang denkt, so müsste man sich auch einen Anfang Gottes selbst denken können, das ist aber absolut undenkbar, wie auch absolut undenkbar ist, einen Endpunkt im Weltall zu entdecken, eine Endlichkeit in der Endlosigkeit.

Ich will die zwei Menschenschöpfungen anschaulicher vorführen.

Fürs erste muss man behalten: Was im kleinen, ist auch im grossen, der kleine Massstab irrt nicht.

Zudem nehme man an, als wäre der Mensch = Gott, im kleinen ist er es auch, denn er ist Mikrotheo, Nachschöpfer, nur in toter Form, was bei Gottes Schöpfung ewig lebendig war, ist und sein wird.

Wenn also der Mensch einen Menschen denkt, imaginativ erschafft, so ist dieser ganz adäquat seinesgleichen, denn er denkt sich den Menschen, wie er will, und der gedachte Mensch will auch so, wie sein Schöpfer will, denn sie beide sind in einer Gleichwesentlichkeit (Homousie). Der gedachte Mensch kann nicht anders wollen wie sein Schöpfer, weil beide nicht getrennt sind, und so besteht ein Wille in beiden, der gedachte Mensch ist daher ein noch mit Gott, seinem Schöpfer, ganz und gar verquicktes, eigenwillenloses Wesen, man nennt ihn daher einen Engel, einen himmlischen Menschen (Eloha), und solche Elohim strahlen fort und fort aus der geistigen Sonne Gottes. — Hier also wäre die Sphäre der ewigen Glückseligkeit gewesen, denn hier schuf Gott den Menschen in Sein Bild, im Bilde (Imagination) schuf er ihn, d. h. in Seiner ewigen Gedankenwelt (geistige Welt), männlich und weiblich, in der Potenz kindlich, ohne zwischen Gut und Böse unterscheiden zu können — in der Unschuld. — Hier war die Sphäre der Kindlichkeit, wo es hiess: Seid fruchtbar und mehret euch,

ohne zu freien noch gefreit zu werden und wo die Engel in alle Ewigkeit in der Liebe und Weisheit an Zahl und Fruchtbarkeit endlos zugenommen hätten, denn Gott denkt nicht räumlich und im Raum, d. h. in der Begrenztheit wie der Mensch. — Der geistige Mensch lebt ohne Raum, nur in der Vorstellung des Raumes, was Swedenborg Zustand nennt.

Was ist das Kind, das hier in die Welt geboren wird? — Eine Unschuld aus dem Lichtfunken Gottes — ein Engel! — Die Kinderwelt ist eine schwache Wiederholung der seligen Kindschaft in Gottes Ideenwelt, dem Paradiese glückseliger Geister in der Unschuld.

> Die Liebe war lebend'ger Sonne Abglanz. —
> Göttlichem ureigen, sie kam zu Fall. —
> Hier ist sie nun erstarrt, und Sünde ist's,
> Nur Totes zu erzeugen im Erdenthal. —

Der Mensch wird in das Böse geboren, die irdische Geburt ist sein Fall, ist der Sündenfall.

Der Geist sinkt unwissend durch die Erdengeburt in Sünde und Schuld, in Leid und selbstgeschaffenen Jammer, bekommt das Kreuz (Leiden) auf seine Schulter und muss es durch dieses Leben tragen. Er wird aber durch diese Reiselast zu tausendfältigen Erfahrungen und sich eröffnenden Bewusstseinsstadien geführt und gewinnt dadurch immer höhere Erkenntnisstufen, welche ihn gleichsam läuternd ein Sichselbst- und Gotterkennen erschliessen. So geht er, gleichsam auf seiner Lernwanderung, bewusst und reicherfahren, an Erkenntnissen gewachsen, in das Vaterhaus zurück, von dem er unerfahren und unwissend ausgegangen.

Trotzdem aber lässt ihn Gott bei seiner Wanderung durch das Erdenthal nicht aus dem Auge, wenngleich in die Aussenwelt objektiviert, ist er doch zugleich auch in seiner Innenwelt.

Sowie der Bildhauer seine gedachte Figur nun meisselt und nach aussen stellt, so hat man sich obiges Bild oder Gleichnis zu denken. Die Figur, welche jetzt der Bildhauer meisselt, geht aus seiner Idee hervor und wird in das Materielle verwandelt oder herausgestellt. Dies ist der Fall, Sünde (von Absonderung), dieser sogenannte Sündenfall ist kein Sündenfall nach kirchlicher Auffassung, von ungehorsamen Motiven der Engel. Ein Engel kann doch nicht — ungehorsam werden, ebensowenig als eine Schlange in ein Paradies kommen kann! — Ausser man lässt den Mythos als Mythos gelten. Der Sündenfall (Sonderung) war und ist vielmehr ein Casus providentiae, ein Casus inevidabilis, ein von Gott vorhergesehener und unvermeidlicher. An dieser Stelle wird auch das Sterben begreiflich, warum der Mensch durch die Sünde, durch die er in die Welt kam, wieder sterben muss. Ein Beispiel diene zur Aufklärung: In des Bildhauers Idee steht die

Figur, er meisselt sie, d. h. er stellt sie in das Materielle heraus — hier wird ihr schon der Tod aufgeprägt, indem alles Körperliche und Zusammengesetzte verwittert und sich nach und nach auflöst und endlich gar zu Grunde geht. Aber wenn auch diese aussenstehende Figur schon längst vom Schauplatze verschwunden ist, in seiner Idee steht sie doch noch unversehrt, makellos, unsterblich, und er vermag sie jederzeit wieder nach aussen zu stellen, zu reïnkarnieren.

Der Geist des Kindes, so herausgestellt aus der Idee Gottes, soll wachsen, er wächst am Stabe der Wanderung durch das Thal der Erfahrungen, durch die gesammelten Erkenntnisse, und so gereift, wird es ein Selbstmensch, selbständig und kommt so von der unwissenden, unreifen monotonen Kindheit in die durch Kreuz und Leiden gereifte, durch Erfahrung höher bewusste, sich selbst klarbewusste Gotteskindschaft zurück.

Diese Wanderung also unbewusst von Gott und bewusst zu Ihm ist der vorgesteckte Zweck von Gott selbst und daher eine Notwendigkeit für Sein geistiges Geschöpf Mensch, welcher bestimmt ist, das Erbe seines himmlischen Vaters dermaleinst selbst anzutreten. — Der Mensch muss durch Schuld wieder zur Unschuld — von unten hinauf! Diese scheinbare Schuld wird im Mythos als ein Übertreten des Gehorsams eines Teils der Engel genannt und als der Abfall (Fall) Luzifers bezeichnet, der sich mit seiner Heerschar gefallener Engel in seine eigene Region festsetzte.

Der Mensch ist ein innerer und ein äusserer, der innere steht in der Imagination Gottes und ist der geistige oder eigentliche Mensch.

Der äussere ist der natürliche, materielle Mensch, dieser musste bis zu seiner menschlichen Potenz die ganzen drei Reiche durchmachen, bis er an der Stufe angelangt war, wo ihn Gott mit Seinem Ebenbilde krönte, d. h. wo er ihm den inneren, göttlichen Menschen eingebar.

Der äussere Mensch stammt aus der Natur des Kosmos, er hat in der geologischen Aufeinanderfolge alle Ordnungen und Transformationen durchgemacht, vom Stein bis zum Tier und von da in eine Art des Menschen nähere Form.

Im Stein, in der Pflanze und im Tier, selbst in dem höchst menschenähnlichen Affen aber steckte keine Menschenseele in der Art einer Umwandlung zum Menschen, sondern nur die Potenzierung für den Menschen, als Vorbereitung und Empfänger des eigentlichen, geistigen Menschen. Dies war in der höchsten Form die Feuertaufe der aus dem Wasser geborenen Kreatur, der göttliche Lichtfunke aus Gott selbst und der daraus werdende Geistmensch von Oben herab — die geistliche Weihe.

Die Natur als Stein, Pflanze und Tier ist nicht aus sich selbst vernünftig, wohl aber vernünftig geschaffen. Aus Stein, Pflanze und Tier wurde und wird niemals ein Mensch, aber Medien waren sie zu einem menschenähnlichen Transformationsakt von unten. Als die höchste Form erreicht — hauchte Gott Seinen Odem in die Nüstern des Staubmenschen und der Mensch ward eine lebendige, d. h. geistige Seele (Mos. 2, 7). — Sekundäre Schöpfung.

Der Former oder Töpfer (als Gott) schafft sich vorher ein Modell aus Materialien, eine Form, welche derjenigen entspricht, die in seiner geradebeabsichtigten Idee liegt. Ist dieses Modell, diese Form fertig, so giesst er (haucht er) eine dem Endzwecke beabsichtigte Flüssigkeit von Gyps, Eisen, Stein, Metall etc. in die Form, um dieselbe Form seiner Idee als Kreuz, Vase, Glocke etc. zu bekommen.

Hieraus ist deutlich zu erkennen, dass es zwei Schöpfungsakte gab, einen geistigen und einen natürlichen, und dass der Mensch also eine Duplizität ist, ein äusserer, natürlicher, von der Tierheit heraufgeformter und ein innerlicher, eingehauchter, von Gott selbst gegebener Geistmensch, und dieser letztere ist der eigentliche, unsterbliche Mensch, ist Gottes Lichtfunke selbst, die göttliche Ursubstanz.

So zerfällt von selbst die vulgäre Annahme von einer Seelenwanderung, denn in keinem Tiere ist eine versteckte Menschenseele enthalten, noch weniger, dass jemals ein Tier selbst Mensch werde. — Auch die Descendenztheorie Darwins, so anerkannt sie auch dasteht, ist nur Theorie und Hypothese. — Die Evolutionsdarstellung im Sinne der Genesis, überhaupt was die zwei Menschenschöpfungen anbelangt, wird jedenfalls richtiger und der Wahrheit entsprechender sein.

Dass alles und jedes in der natürlichen Schöpfung die Form der Menschenähnlichkeit anstrebt, rührt daher, weil Gott der eigentliche Mensch ist, und ist die Natur sonach gleichsam ein Nachspiel des geistigen, ein magnetischer Nachzug, dem alle Lebensspuren innewohnen.

Übrigens darf man nicht übersehen, dass die Naturforscher der exakten Wissenschaft, also auch Darwin, nur die zoologische Seite der Natur des Menschen nahmen, und nicht die geistigen Spuren aufzudecken sich zur Aufgabe machten, was ausser dem Bereiche ihrer Forschung steht und dem Theologen angehört. — Die Naturforscher ziehen also nur den Tiermenschen, d. h. den äusserlichen, von allen Stoffen dieser Erde, als der Mineralität, Vegetabilität und Animalität zusammengesetzten Homo (Humus) in das Bereich ihrer Betrachtung und setzen sich vollständig über den eigentlichen inneren, denkenden, geistigen Menschen hinweg.

Diesen Humusmenschen leiten sie natürlich auch, vom

zoologischen Standpunkt ausgehend, von dem dem Menschen am nächsten stehenden Anthropomorphen her, besonders den Simiae catarrhinae der alten Welt. — Jedoch soll noch eine Zwischenstufe als Brücke zum Menschen bestanden haben, die nach Häckel benannten Pithecanthropi (Affenmenschen), ist noch Hypothese.

Dass der Humusmensch aus der Natur des Kosmos hervorging und sich aus all den Gestaltungen desselben mit entwickelte und also auch alle drei Reiche durchmachte, muss wohl ausser Zweifel gestellt werden, weil wir uns nicht denken können, woher der Erdenmensch denn sonst kommen sollte, die Behauptung aber, dass er gerade von dieser oder jener Affengattung oder vom Affen überhaupt abstamme, oder von einer noch bisher nicht aufgefundenen Zwischenstufe, bleibt vorläufig noch Hypothese und liegt im Geheimnis Gottes überhaupt, an welchem Punkte Gott der sich von der Tierheit losringenden Kreatur die geistige Weihe gab. —

Ein Citat von Darwin ist nicht unbeachtet zu lassen und verdient unsere volle Aufmerksamkeit, — inwiefern ein Mann der exakten Forschung sich dennoch in manchem verrät und auf die geistige Seite hinweist, ohne dabei selbst etwas zu ahnen. Er sagt uns unter anderem:

»Genau an dem Punkte, wo der Mensch sich von der Tierwelt lostrennt, bei dem ersten Aufblitzen der Vernunft, als der Offenbarung des Lichtes in uns, finden wir die Geburtsstätte der Sprache!« —

So finden wir auch bei Büchner einen auf die geistige Natur des Menschen zugestimmten Passus in seinen Briefen an eine Freundin, nämlich den einer von den alten Ägyptern an ihren Sonnentempel bei Philae angebrachten Inschrift: »Die Sonne ist es, welche alles gemacht hat, und nichts giebt es, das jemals ohne sie gemacht worden wäre!«

Wenn wir aber Herrn Büchner gefragt hätten: wer hat denn die Sonne gemacht? — Was würde er uns zur Antwort gegeben haben? — Ich glaube, dass die Sonnenanbeter der alten Ägypter zwar in einer unbestimmten, doch schon in der richtigeren Intuition waren, was der Theosoph laut verkünden kann, dass alle materiellen Sonnen nur aus einer entstanden, der geistigen, und diese eine selbst aus Gott, als dem geistig lebendigen Fokus oder Brennpunkt der ganzen Schöpfung! —

Also war im Anfang*) eine geistige Schöpfung, eine ideale im Denken Gottes von Ewigkeit, eine immaterielle Welt als Vorstellung imaginativ in Gott, wie in des Menschen Denken eine Idee liegt zu einer zu objektivierenden Äusserung, z. B.

*) Da wir nur begrenzt denken können, müssen wir uns wohl einen Anfang vorstellen, obwohl niemals ein solcher im Geistigen war. D. V.

eines zu bauenden Hauses, welches Haus auch schon als fertig, spontan, in der Idee steckt und nur ein Plan nach aussen gestellt wird, um nach verschiedenen Linien und Zusammentragungen von Materialien dieses Haus auch nach aussen zu verwirklichen.

So ist der Geist der ursächliche Grund und die materielle Natur die Wirklichkeit (von Wirkung).

So ist auch der materielle, natürliche, wirkliche Mensch nicht der wahre, weil er eben nur die Wirkung von einer Ursache ist, diese Ursache aber ist eine geistige, und in dieser ruht der wahre, unvergängliche Mensch, in Gott selbst. — Der innere, geistige Mensch also ist der unsterbliche, weil er in der Homousie Gottes steht, der natürliche, wirkliche äussere Mensch aber ist vergänglich, weil er entstanden, und alles, was entsteht, wieder vergehen muss, wie auch unser Planet selbst, auf dem wir derzeit leben.

Diese meine Ausführung und Definition über die doppelte Schöpfung, also auch des Menschen, braucht eben nicht für jeden als Wahrheit zu gelten, aber als eine Anregung zum eigenen Nachdenken.



Mallona.

Die letzten Zeiten eines untergegangenen Planeten.

Von Leopold Engel.

(Fortsetzung.)

Arvodo, als er sah, dass er den Gefährten nicht hindern konnte, auf die Gruppe zuzustürzen, ist ebenfalls auf den Uferrand getreten, er hört die beiden Ausrufe Upals und sieht staunend auf die edle Greisengestalt.

Dieser also ist der so lang gesuchte, — der verschwundene rechtmässige König, der Bruder Arevals? — Er vermag es nicht zu fassen. Irrend schweift sein Auge umher, auf die seltsame Umgebung, die schöne versteinerte Leiche, den majestätischen Greis, den bewusstlosen Upal. Er ist verwirrt, betäubt und vermag keinen festen Entschluss zu fassen.

Ruhig tönt plötzlich die Stimme des Greises an sein Ohr, zwingend hört er den Befehl, ihm zu folgen. Der Alte hat die Upal entfallene Mangafackel gefasst. Ein Griff und sämtliche Lampen in der Nische, die die Leiche birgt, verlöschen; sodann

giebt er dem Jüngling einen Wink, beide erfassen den bewusstlosen Upal, heben ihn auf und schreiten schnell einer dunklen Höhlung zu, der Fortsetzung jenes Ganges, den Arvodo und Upal aufzufinden unternommen hatten.

Durch einen ganz ähnlichen Tunnel, wie Arvodo schon durchschritten, geht lange schnellen Schrittes der schweigende Zug. Plötzlich leuchtet schwaches Licht in der Ferne, noch eine Strecke und es weht frische Luft entgegen, gewürzt vom Meeresdunst.

Nun weitet sich der abwärts fallende Gang schnell, die Höhle verwandelt sich zur engen Schlucht, in die aus der Höhe leuchtende Sterne hinabblicken und vor ihnen breitet sich das Meer aus, dessen Horizont umsäumt ist von dunkel leuchtendem Rot, dem ersten Morgengruss des anbrechenden neuen Tages.

VIII. Kapitel.

Der Zug hat sich vom Meere abgewandt, hinauf zu der Terrasse, die wir schon kennen. Arvodos Auge blickt erstaunt auf die blühende Pracht ringsum, dieses versteckte Paradies, das den Wohnsitz der beiden Einsiedler am Meere umgiebt. Sie sind mit ihrer Bürde, den noch immer bewusstlosen Upal, jetzt in der Höhlung, die ihnen Obdach bietet, angelangt und legen diese auf ein Mooslager nieder. Der Alte legt seine Hände auf den Kopf des Bewusstlosen und leise bewegen sich seine Lippen im stummen Gebet. Upal scheint in festen Schlaf versunken zu sein, den der Jüngling zu bewachen sich anschickt. Der Alte nähert sich nunmehr Arvodo, winkt ihm und beide begeben sich abseits, um den Schlaf des von der Gewalt der Ereignisse niedergeworfenen Upal nicht zu stören.

Arvodo findet endlich Worte und es entwickelt sich zwischen beiden folgendes Gespräch.

»Mein Gefährte nannte Dich bei Namen des verschwundenen Königsohnes Muhareb. Bist Du es, der rechtmässige König von Mallona?« —

»Ich bin Muhareb, Mabans Sohn, der rechtmässige König Areval thront in seiner Hauptstadt!« —

Im dringenden, aufgeregten Tone, mit bittender Gebärde nähert sich Arvodo.

»Herr, gebt mir einen Beweis, dass ich nicht zweifeln kann, für mich hängt viel, alles davon ab!« —

»Der Beweis wird Dir nichts nützen, Arvodo. Ich kenne Dich, kenne Deine Pläne, denn mir ist's vergönnt vom Allvater, zu lesen in den Herzen der Menschen, zu erkennen ihr Wollen, ob es gut oder böse sei. Doch will ich Dir geben, was Du forderst, den Beweis; erfülle ich damit doch den Befehl dessen, dem ich allein noch diene.« —

Der Alte entfernt sich und kommt bald zurück mit jenem Gefäss, das ich schon früher geschaut und das Kleinodien enthält.

»Arvodo, einstens liess Maban drei Ringe herstellen als Zeichen der unumschränkten Macht seines Hauses, geschnitten aus ein und demselben Orostein, wie er dem weissen Rod entwächst. Der Orostein bildet auf weissem Grunde das Bildnis Furos, des heldenhaften Stammvaters unseres Geschlechtes, bedeckt mit dem Helme der Macht und Stärke, den er einst dem Dämon Usglom selbst im harten Kampfe entrissen haben soll. Du weisst, dass seitdem Usglom unserem Geschlechte grollt und es zu verderben stets gesonnen ist. Areval und mir gab Maban je einen Ring, er selbst trug stets den dritten. Areval besass nach dem Tode Mabans dessen Ring, er glänzt an Deiner Hand jetzt, als Zeichen seiner Dir gewordenen Gunst, legte er doch einen Teil seiner Macht in Deine Hand, hier sieh den dritten, gleichen Ring«. Der Alte öffnet das Gefäss und zeigt Arvodo den Ring, der in diesem ruht.

Der Feldherr betrachtet mit Staunen das Kleinod, er sieht auch das königliche Diadem, das auf dem Grunde des Behälters ruht, verziert mit dem funkelnden Demant von ungeheurem Werte. Er zweifelt nicht mehr, denn nur Areval trägt bei besonderen Gelegenheiten einen gleichen Reif als Zeichen seiner königlichen Würde.

Er zieht seinen Ring vom Finger, kniet, ihn emporhaltend, vor Muhareb nieder und spricht:

»Mein Herr und König, dieses Zeichen meiner Macht gebe ich zurück der Hand, der sie gebührt. Der Befehl meines sterbenden Vaters ist erfüllt. Er wusste, dass mein Gebieter lebt, er befahl mir, bestrebt zu sein, Dir die Gewalt zurückzubringen, der Du entsagtest, denn nur Du allein kannst der Retter des entarteten Volkes werden, ich habe es geschworen, Dich zu suchen, als seine Hand in der meinen erkaltete, und siehe, mir ist das Glück geworden, Dich zu finden. O, komme zu Deinem Volke, gieb diese Einöde auf, in der Du bisher gelebt, alle Herzen werden Dir zujauchzen, Dir, dem rechtmässigen Könige von Mallona!« —

Ruhig und unbewegt blickt der hohe Greis auf den Knieenden, er nimmt den Ring nicht, hebt ihn auf und sagt milde:

»Herr und König von Mallona bin nicht ich, nicht Areval, keiner von Euch kennt ihn mehr, will ihn kennen. Ich aber habe ihn erkannt und werde seinen Willen erfüllen. Ich sehe, dass Dein Herz voll Eifer ist, doch schlägt es falsche Bahnen ein, ihn zu bethätigen. Nicht ich kann das Volk mehr retten. Ein Tier, das in Sümpfen leben will, kehrt dahin zurück, wo

es ihm wohl ist, kehrt es sich ab von seinem Trieb, nur dann wird es Freude finden an reinerer Wohnstätte.

Mallonas Völker sind zu solchem Tier geworden, die Grossen derselben zu reissenden Bestien, die die Schwächeren zerreissen. — Wenden sie sich nicht ab von ihrem Thun, so ist keine Hilfe, sie müssen tragen die Folgen ihrer Schuld.«

»Sie werden sich abwenden, wenn Du ihnen das Beispiel giebst. An diesem werden sie sich aufrichten, Dein Gedächtnis ist nicht erloschen in ihnen. Noch preist man den Prinzen Muhareb als Inbegriff der Tugend. Kehrt er zurück als König —«

»— so wird ein Blutbad beginnen, wie noch keines war. Ist der erste Rausch verflogen, so wird der Sittenprediger Hass ernten, wo er Liebe säen will. Das Tier will seinen Sumpf haben, in dem es sich wohl fühlt, suche es herauszureissen, nachdem es verlernt hat, sich nach reinerer Wohnstätte zu sehnen, und es wird Dich verschlingen. — Nicht als König werde ich zurückkehren, nicht mit Gewalt werde ich den Händen Arevals je zu entreissen suchen, was er durch Allvaters Willen erhielt, denn jeder Herrscher ist so beschaffen, wie sein Volk ihn braucht. Das Volk und die Grossen machen ihn erst zu dem, was er ist.« —

»Areval aber wurde ein Scheusal durch sich selbst. Er unterdrückt das Volk, saugt seine Kräfte aus und verprasst das von ihm Erpresste mit seinen Kreaturen. Was Maban erbaute, riss er längst wieder ein. Wie Dein Vater ein Muster des Guten war, so ist er jetzt ein Muster des Bösen, das seine Nachahmer findet.«

»Und warum fanden die Völker Mallonas denn nicht durch die Ausübung des Guten, das Maban ihnen geschaffen und sie gelehrt, die Kraft, den Versuchungen des Bösen durch Areval zu widerstehen? — Weil sie nicht gut waren, weil Maban sich täuschte und glaubte, seine aufgedrungene Tugend habe auch die Kraft einer Umwandlung der bösen Eigenschaften, die in unseren Völkern schon von den Vätern stammt. In Maban war der letzte Wall gegen ein einst sicher hereinbrechendes Verderben geschaffen, er war ein letzter Wegweiser, seinen Völkern zu zeigen, welche Wege sie wandeln müssten, um sich emporzuraffen aus dem Sumpfe der Genusssucht und der tierischen Begierden. Mir sollte es vorbehalten sein, sein Werk fortzusetzen, wenn die Völker sich ihrer Würde erinnern wollten, die sie als Geschöpfe des ewigen Allvaters zu bewahren haben. — Sie thaten es jedoch nicht, beugten sich nur der Gewalt. Der Herrscher hat jedoch keine Gewalt, wenn sie nicht aus dem Sklavensinne des Volkes entspringt, der sich hinter der Sehnsucht nach Gesetz und Ordnung oft verbirgt. Die öffentliche Ordnung zu erhalten, bedarf es keiner Gewalt, sobald das Bewusstsein des Rechtes in jedem einzelnen lebendig ist; fehlt

aber dieses, so beginnt erst die Regierung des Gesetzes und der Erkenntnis des Mächtigen, der oft selbst des Gesetzes am meisten bedarf, sich darüber jedoch lachend hinwegsetzt, wie über die Gesetze des eigenen Herzens, das Menschenliebe, Schonung und Gerechtigkeit verlangt. —

Arvodo, ich sah diese Stunde im Geiste kommen, ich wusste, wie sie mir Entscheidung bringen würde, zurückzukehren in den äusseren Glanz. Ich weiss auch, dass um den Preis eines härteren Tyrannen, als Areval es ist, ich diese Welt mir beugen würde. Doch der Weg geht über Leichen und Blut, das Mittel ist Zerstörung, Vernichtung der Seelen, die dahinfahren in Wut, Rachsucht und Begierden, verloren der weiteren Entwicklung im Hause Allvaters. Ich sehe auch die weiteren Folgen, weiss, dass der Vernichtung der Leiber nicht entgangen werden kann, das Wie verschleiert mir noch die Hand des Allvaters, — aber ich habe gewählt und verlasse nicht mehr diese Stätte, an der ich das Licht der Seele errungen, das Wehen des ewigen Geistes gefühlt, Entsagung gelernt und die wahren Ziele des Menschenwesens erkannte. — Ich kann der von Dir erhoffte Retter nicht sein und verlange, dass Du schweigst von mir, kehrst Du zurück zu den Deinen.« —

»Verlangst Du auch, dass ich den Plänen entsage, die ich in mir hege?«

»Die Erfüllung aller Pläne, wie Du sie gefasst, liegt nicht in meiner, nicht in Deiner Hand, sie wird gelenkt nach geheimen Absichten des Ewigen, alle Pläne können nie durchkreuzen das letzte Ziel, dem die Menschheit zustrebt, kaum dessen Erreichung verzögern. Handle nach Deinem Erkennen, ich werde Dich nicht hindern.« —

»Und wenn diese Pläne mich nun hindern würden, zu verschweigen, dass Mulazeh, der weise König von Mallona lebt?« —

»So kann ich Dich, nachdem Du diese Wahrheit einmal gefunden, daran nicht hindern, doch glaube nicht, dass Mulazeh gefunden werden kann, wenn es nicht der Wille Allvaters ist. Es war sein Wille, dass Ihr mich fandet. Euer Flugschiff konnte bestimmt werden, dass Euch in die Tiefe der Wüste [illegible] ich hätte Euch verderben können, und es geschah nicht, ich handle nach dem Willen dessen, der mir im Herzen [illegible], was ich tue. — Gehet beide in Frieden, ihr werdet Euch zurückgezogen, bitter werdet Ihr wieder zu den Euren gelangen, doch unser Thun ist nicht dauernd.« — —

Mulazeh hat mit solcher Macht der Überzeugung gesprochen, dass es Arvodo unmöglich ist, etwas zu entgegnen. [illegible] dann sagt er, auf den beiden [illegible] weisend:

»Es naht die Zeit, dass ich zurückkehre. Wirst Du uns hindern?«

»Nein, Du hörtest, wir werden Dich geleiten.«

»Harre hier, ich werde sehen, wie sich Dein Begleiter fühlt!« — Ohne eine Antwort zu erwarten, wendet sich M[illegible] ab und geht der Lagerstätte Upals zu.

(Fortsetzung folgt.)



Sprechsaal.

Geöffnet für Streitfragen jeglicher Art.

Gemütsfeigheit.

Von Willy Schlüter-[illegible].

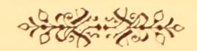
Wie überall im Universum, so wirkt auch im Geistesleben die Schwerkraft als Ruhestreben, als Flucht vor den Herausforderungen der Kultur, als Scheu und Furcht vor den Aufregungen des Kampfes. Besonders sinnigere Naturen geben diesem Triebe gern nach und glauben noch ethisch zu handeln, wenn sie in und um sich nur Frieden haben wollen, nichts als Frieden. Sie nehmen, um zum Ziele zu kommen, mancherlei Entsagungen gern mit in den Kauf und maskieren ihre Trägheit nur zu oft mit den Lehren der »Mystik«*). So schwächt sich die Anteilnahme an den Reformbestrebungen unserer Tage in ihnen leicht zu flauem »Wohlwollen« ab, in heiterer Ruhe überlassen sie die Unentwickelten der Gerechtigkeit des »Karma« und sind selig in dem Wahne, Buddha und Jesus durch ihr passives Verhalten näher zu sein als all die »unruhigen« Seelen, die mitringen, mitfühlen, mitleiden. Möchten sie sich doch aufrütteln lassen, diese »Allzu-Harmonischen« aus ihrem Schlafe durch ein prächtiges Buch, das sich »Welterziehung« nennt und von G. Tschirn, dem Prediger der freien Religionsgemeinde zu Breslau herausgegeben worden ist. (Verlag der Handelsdruckerei, Bamberg.) Er zeigt, wie die Einheit, das wahre Ineinander von Gott und Welt fort und fort sich nur aus der Entzweiung erzeugt, an ihr sich erneut, in ihr sich

*) Die, wie später noch ausführlich dargelegt werden soll, mit jener Thatsache an [illegible] [illegible].

vertieft. Wie die ganze Kultur ein immer reicherer, feinerer, freierer Austausch des ewig hinzunehmenden Auseinander- und Ineinanderstrebens der Dinge ist. Er giebt dieser Anschauungsweise eine grossartige philosophische Perspektive: »Zwei Entwicklungsreihen liegen der empirischen Forschung vor, die unter einander noch nicht genügend verknüpft sind: einmal der Weg vom Weltennebel zum gegliederten System mit seinen mannigfachen Innenbeziehungen und bewohnbaren Erdkörpern; zweitens der Weg vom organischen Keime bis zum Menschen. Worin wird die Entwicklung, die Vervollkommnung, das Höhersteigen erblickt? Der Nebel ist das Chaos, die Indifferenz, ein mechanisches Zusammensein, alle Teile ungetrennt, aber eben deswegen ohne »höhere« Einheit. Indem durch die Fliehkraft die Nebelmasse zerreisst und selbständig gewordene Teile auf eine neue Weise durch die Centripetalkraft gebunden werden, ersteht mit der Differenzierung, der Gliederung der Teile jene »höhere« Einheit. Die chaotische Masse wird ein System; das mechanische Zusammensein wird zu einer vergleichsweise geistigeren Wechselbeziehung.« Dieselbe Betrachtung wendet Tschirn auf den Mikrokosmos an: »Vom undifferenzierten, einförmigen Zellenhaufen bis zum neugeborenen Kinde mit seinen ausgebildeten Gliedern, Organen, Sinnen und Nerven eine ähnliche Verwandlung, wie die des Nebel-Chaos zum vielfach gegliederten System und vielleicht nochmals dieselbe Ähnlichkeit bei der Entwicklung des Kindes zum Erwachsenen, insofern beim Kinde das ganze Leben des Organismus noch chaotisch ineinander geflossen ist und seine höhere Einheit erst durch mannigfaltiges Sonderstreben erreicht, wenn jedes Organ, jedes Glied sozusagen für sich gelernt hat, was es soll. Auch für die geistige Entwicklung gilt dasselbe. ‚Dem Kinde fliessen viele einzelne Objekte in eine Vorstellung zusammen, die das entwickelte Bewusststsein in eine Mehrheit sondert‘, sagt Wundt.« — — — So lässt er uns in frappierenden Zügen auch in der menschlichen Gesellschaft das Gesetz der Vereinheitlichung durch Differenzierung und Komplizierung entgegentreten. »Je grösser das Vielerlei, desto höher, desto geistiger die Einheit«.

Dieser frischen Wahrheiten wegen freut es mich, dass in dem »Wort« die Tendenz zu einer kulturgemässeren, deutscheren, lebendigeren Selbsterkenntnis und »Theosophie« immer energischer hervortritt. Das ist der rechte Weg zum Sich-einsfühlen mit dem »Reich, der Macht und der Herrlichkeit« des Göttlichen. Unsere »Mystik« soll Wohlklang und Fülle sein, Harmonie in unendlicher Mannigfaltigkeit, nicht Eintönigkeit und Dumpfheit. Dem Widerspruch, dem Zweifel, der Kritik einen Altar! Der Aufrüttelung, der Erneuerung, der Erfrischung freie Bahn! Die Harmonie bleibt nur dann Harmonie, wenn

sie sich wieder und wieder herzustellen hat aus Dissonanzen, wenn sie in immer neuen Auferstehungen lebt, in steten Wiedergeburten triumphiert. Das ist ein heiligstes Geistesgesetz, der »Wille Gottes«. Aus dieser Erkenntnis heraus alle Leiden bejahen und gleichzeitig dagegen ankämpfen, das ist wirklich esoterische »Gottesweisheit«, aus stehenden Sümpfen entwickeln sich giftige Dünste. Ein Recht auf den süssen Wein des Friedens hat nur, der des Tages Last und Hitze getragen hat. Liebe arbeitet, Liebe treibt voran, sie legt nicht in Gemütsfeigheit die Hände in den Schoss.



Der Gesundheitshüter.

Lagerung auf der rechten Körperseite zur Beförderung der Verdauung.

Das abnorm lange Verweilen der Speisen im Magen ist eine der häufigsten Erscheinungen bei chronischen Magenkrankheiten. Sie bildet auch die Ursache von denjenigen Zuständen, durch welche die Magenleidenden am meisten belästigt werden, nämlich von Magenfülle, Schmerz, Spannung und Schwere des Magens, von Übelkeit, Aufstossen, Erbrechen, Wallungen nach dem Gesicht und Benommenheit. Liegt die eigentliche Ursache dieser Erscheinungen nicht in einem bleibenden mechanischen Hindernis, so kann man sie in kurzer Zeit durch ein sehr einfaches Mittel fast stets beseitigen. Der Patient braucht sich nur eine Viertel- oder eine halbe Stunde nach dem Essen, um die Zeit, wo die Übelkeit zu beginnen pflegt, auf ein Bett oder ein Sopha und zwar auf die rechte Körperseite, mit etwas erhöhtem Kopfe, zu legen und in dieser Stellung eine Tasse heissen Lindenblüten- oder Kamillenthee zu trinken. Die meisten unangenehmen Erscheinungen verschwinden dann sofort, so die Übelkeit, Aufstossen, Erbrechen, Schwindel. Nach einigen Minuten, höchstens nach einer halben Stunde, hat der Kranke das angenehme Gefühl, dass alle Speisen den Magen verlassen und in den Darm befördert sind; dadurch ist er von allen unangenehmen Empfindungen befreit. Diese Wirkung erklärt sich ganz einfach. Beim Stehen oder Sitzen liegt der untere mit Speisen gefüllte Teil des Magens tiefer als sein Endteil, der sogenannte »Pförtner«, welcher den Über-

gang zum Darm bilden. Daher kann der Magen seinen Inhalt nur dann ordentlich entleeren, wenn seine Muskeln ihn fortwährend hinauf- und hinausheben. Bei vielen Magenkranken aber, wie Krämpfen und Gestaltsveränderungen, funktionieren diese Muskeln nicht mehr regelrecht. Nimmt jedoch der Patient die oben beschriebene Stellung ein, so kommt der mit Speisen gefüllte Teil des Magens nach oben zu liegen und die Mündung der »Pförtner« bildet den tiefsten Punkt. Der Magen stellt dann gewissermassen einen »Trichter« dar, mit seinem Ende als Ausflussrohr, und der Inhalt kann einfach dem Gesetze der Schwere folgend in den Darm überfliessen. Unterstützt wird er hierbei sehr wirksam durch den warmen Theeaufguss, welcher den Mageninhalt verflüssigt und dadurch seine Fortbewegung erleichtert. Bei Magenkrämpfen, krampfhaften Verschluss und ähnlichen Zuständen wirkt der Thee auch noch durch seine hohe Temperatur krampfstillend. Hz.

Das Nachtwandeln der Mondsüchtigen.

Von Dr. Otto Gotthilf.

Nachdruck verboten.

Es giebt wohl keinen Menschen, der sich nicht erinnert, einmal im Schlafe geträumt zu haben, dass er über irgend etwas Angenehmes oder Unangenehmes lachen oder weinen musste. Wenn nun diese Vorstellung des Lachens und Weinens sich verwirklicht und in Handlungen übergeht, so fängt der Schläfer thatsächlich an, hörbar zu lachen, zu weinen, zu reden, zu stöhnen. Das ist keineswegs eine seltene Erscheinung. Auch träumt man öfters, dass man irgend wohin geht oder irgend eine Beschäftigung ausführt. Mit der blossen Vorstellung zu gehen, hat es beim normalen Menschen sein Bewenden. Es giebt aber Leute, bei denen sich auch diese Traum-Vorstellung in die entsprechende Handlung umsetzt, die also nicht nur träumen zu gehen, sondern wirklich schlafend ihr Bett verlassen und umhergehen oder die Handlungen ausführen, welche sie sich im Traume vorstellen. Der Breslauer Arzt Dr. Ebers beobachtete seinen elfjährigen Pflegesohn, wie er im Schlafe zur Nacht, zur Zeit des Vollmondes aufstand, umherging, Gegenstände umfasste, ruhig vor absichtlich eingestellten Hindernissen auswich, das Fenster öffnete, hinausschaute, und schliesslich wieder ins Bett stieg, ohne am anderen Morgen die geringste Erinnerung an das Vorgefallene zu haben.

Derartige Personen nennt man Nachtwandler, Schlafwandler oder Somnambulen, vom lateinischen somnus Schlaf und ambulare wandeln. Der Volksmund hat für sie auch die Bezeichnung »Mondsüchtige« erfunden, um damit einen Ein-

fluss des Mondes auf ihren Zustand annahmen. Daran mag so viel richtig sein, dass das auf das Gesicht des Schlafenden fallende Mondlicht, wenn es klar und grell ist, eine Reizung ausübt, welche Traumvorstellungen hervorrufen und infolgedessen einen somnambulen Zustand begünstigen kann. Dr. Binz hat einen Mann gekannt, welcher im Schlafe gesichert auf einem vom Monde beleuchteten, sechs Fuss hohen Porzellanofen herumkletterte. Diese Eigenschaft teilt das Mondlicht mit jedem anderen grellen Lichte, wie überhaupt mit sämtlichen auf den Schläfer stark einwirkenden Sinneseindrücken. Freilich muss immer eine gewisse Anlage oder Disposition vorhanden sein, wie sie sich namentlich bei Nervösen mit leicht und lebhaft erregbarem Temperament findet.

Die staunenswerte Sicherheit, mit der die Nachtwandler oft recht schwierige Leistungen vollführen, erklärt Dr. J. Finckh Lichtenberg aus ihrem ausserordentlich feinen Muskelgefühl in diesem Stadium, welches ihnen sehr leicht die Erhaltung des körperlichen Gleichgewichtes und die Vermeidung von Hindernissen, die sich in den Weg stellen, gestattet. Dazu kommt der Umstand, dass die ganze Aufmerksamkeit sich ganz ausschliesslich der Ausführung der That zuwendet, ohne durch etwas anderes abgelenkt zu werden. Also andere Vorstellungen, z. B. die Furcht zu fallen, oder Bedenken gegen die Ausführung des Unternehmens, treten nie auf. Dadurch fällt der Hauptumstand weg, welcher einen Wachenden in ähnlicher Lage schon an und für sich unsicher machen würde. Der Nachtwandler führt seine Handlungen aus wie ein unwissendes Kind. Er kennt die Gefahr nicht, hat daher keine Angst, keinen Schwindel. Über gefährliche Wege zu gehen ist nicht schwierig, wenn man nicht weiss, dass sie gefährlich sind. Legt man z. B. eine Latte auf den Erdboden, so wird man sich nicht scheuen, auf ihr von einem Ende zum anderen zu gehen. Erhöht man sie aber nur um einen Fuss, dann werden die meisten schon mit grosser Zaghaftigkeit darauf herum balancieren; und bei Erhöhung um einen Meter werden nur wenige sicher bis ans Ende gelangen, obgleich die Latte dieselbe und vor allem gleich breit geblieben ist; aber die zur richtigen Ausführung nötige Aufmerksamkeit wurde eben durch die Angst und Furcht zu fallen abgelenkt. Es könnte jedermann mit Leichtigkeit auch über Dächer gehen, wenn sie auf ebener Erde ständen. Der Nachtwandler sieht und hört wie ein Wachender, wird aber nicht durch Ablenkungen gestört, so lange er nicht erwacht. Tritt Erwachen ein, dann kommt auch die Erkenntnis der Gefahr, erschrickt, verliert das Gleichgewicht, und ein Sturz kann die Folge sein.

Nicht nur körperliche schwierige Leistungen vollbringen die Nachtwandler, sondern auch solche auf geistigem Gebiete.

Dr. Finckh berichtet folgenden Fall: Ein Rechtsanwalt hatte in einer schwierigen Rechtsangelegenheit ein Gutachten abzugeben. Nachdem er sich einige Tage lang den Kopf darüber zerbrochen hatte, bemerkte seine Frau eines Nachts, dass er sich vom Lager erhob und an seinem Schreibtisch längere Zeit beschäftigte. Sodann suchte er das Bett wieder auf und erzählt am anderen Morgen seiner Gattin, er habe nachts im Traume das Gutachten in einer äusserst klaren Weise erledigt; leider sei aber dessen Inhalt seinem Gedächtnis vollständig entschwunden. Zu seinem grossen Erstaunen fand er, von seiner Frau zum Schreibtisch geführt, dasselbe dort geschrieben vor. Es erwies sich als durchaus sachgemäss und klar abgefasst.

Im allgemeinen ist das Nachtwandeln als ein krankhaftes Träumen aufzufassen. Die davon befallenen Personen sind meist nervös oder epileptisch belastet. Die beiden Hauptkurmittel dagegen sind: abends recht zeitig und wenig essen und die ganze Nacht hindurch in frischer, kühler Luft bei offenem Fenster schlafen. Scheint der Mond, so muss das Zimmer verdunkelt werden. Das Bett sei nicht zu dick und warm; Woll- und Steppdecken sind besser als Federbetten. Nachtwandler lässt man nicht allein schlafen, damit man sie stets überwachen kann. Sehr günstig wirkt vor dem Schlafengehen körperliche Arbeit, Turnen und zuletzt eine kalte Abwaschung. Der allgemeine Nervenzustand ist durch individuelle ärztliche Kurvorschriften zu bessern.

Hygienisches Allerlei.

Wie tröstlich redet zum Gemüte
Im Winter eine duftige Blüte.
Eine Blum' am Fenster mit buntem Schimmer
Macht heller und freundlicher das Zimmer.

J. Trojan.

* * *

Schuhwerk wasserdicht zu machen. In der nassen und kalten Jahreszeit ist es namentlich für die Kinder sehr vorteilhaft, wasserdichtes Schuhwerk zu haben. Man verschafft sich dies einfach durch etwa eine Stunde langes Einlegen in dickes Seifenwasser. Die im Leder befindliche Gerbsäure verwandelt das Seifenwasser an der Oberfläche des Leders in Fettsäure, welche das Eindringen von Feuchtigkeit durch das Leder nicht zulässt und den Schuh völlig wasserdicht macht.

* * *

Über eine geradezu zauberhafte Wirkung des Citronensaftes auf die Heiserkeit berichtet Dr. Th. Schröder in Rostock. Ein 57jähriger Kapitän litt schon seit längerer Zeit an Heiserkeit mit bedeutender Empfindlichkeit und mit Hustenanfällen, welche namentlich des Abends beim Schlafengehen sich einstellten. Patient trank nun auf Anraten den Saft einer ausgepressten Citrone, wobei er deutlich verspürte, wie derselbe in die Kehlkopfgegend hinunterfloss. Der Hustenreiz war wie mit einem Schlage verschwunden und kehrte nie wieder. Patient konnte fortan ganz ungestört schlafen. (Hc.)



Rundschau aus allen Gebieten.

Archäologie.

Eine der interessantesten archäologischen Entdeckungen, die in letzter Zeit in Ägypten gemacht worden sind, waren fünf alte Schiffe, die in Dahshur in einer unterirdischen Krypta unter dem heissen Wüstensande begraben und sich in der trockenen Luft 4½ Jahrtausend gehalten hatten. Eins dieser Schiffe ist besonders merkwürdig: es ist wahrscheinlich eins der ältesten Beispiele der Schiffsbaukunst, das auf unsere Zeit gekommen ist. Es bezeichnet den Beginn der Geschichte der Seefahrt. Die Kunst des Seefahrens steckte zu der Zeit, als dieses Schiff gebaut wurde, noch in ihren Anfängen, aber sie war doch bei den Ägyptern viel weiter vorgeschritten, als bei manchen primitiven Rassen, die man in der Gegenwart noch beobachtet. Das Schiff ist aus Cedernholz gebaut, das sorgfältig mit einem Breitbeile bearbeitet ist. Die Zeichen desselben sind stellenweise noch deutlich sichtbar. Es ist dagegen kein Anzeichen vorhanden, dass auch eine Säge gebraucht wurde. Die Balken sind miteinander verzapft, und wo sie zusammengehalten werden mussten, sind in die entgegenstehenden Stücke Öffnungen gebohrt, durch die Riemen, wahrscheinlich aus Leder, gezogen wurden, und die Planken wurden dann zusammengebunden. Die Fugen und Verbindungsstellen wurden mit Erdpech ausgefüllt, um das Fahrzeug wasserdicht zu machen. Die Seiten waren über der Wasserlinie weiss bemalt und oben und unten durch doppelte schwarze Linien abgesetzt. Das Boot ist 30 Fuss lang, 8 Fuss breit und etwa 5 Fuss tief. Es war teilweise mit einem Deck versehen, und die Bordwände

des Decks und die stützenden Querbalken sind noch vorhanden. Dabei fand sich ein kurzer Mast, der anzeigt, dass ein Segel gebraucht wurde, dessen Form man allerdings nur erraten kann. Bei dem Schiff fand man auch die Überbleibsel von Rudern, die beweisen, dass diese Art der Fortbewegung angewandt wurde. Die Linien sind anmutig und darauf berechnet, Schnelligkeit zu entwickeln: Bug und Heck steigen in anmutigen Kurven auf und laufen spitz zu. Ein Kiel ist nicht vorhanden, und die Kunst gegen den Wind zu segeln, ist an diesem Exemplar nicht veranschaulicht: möglicherweise war sie noch nicht entdeckt. Über das Alter dieses ehrwürdigen Denkmals des Altertums sei erwähnt, dass Brugsch Bey es mindestens auf das Jahr 2500 v. Chr. zurückdatiert.

Über die Entdeckung von Überresten der ältesten Kultur in Ägypten, die bisher bekannt geworden ist, entnehmen wir einem Berichte des bekannten englischen Ägyptologen Professor Flinders Petrie folgendes: Die Civilisation in Ägypten beginnt mit dem Entstehen kulturfähigen Landes auf den ersten Ablagerungen des Nillandes, etwa 7000 Jahre vor Christus. Die ältesten bekannten Gräber stammen von einem ansässigen Hirtenvolk und zeigen, dass diese rauhen Bewohner schon Töpferwaren und Kupfer besassen. Aber diese Civilisation entwickelte sich schnell im Nilthal, und die vor kurzem in Hierakonpolis ausgegrabenen Gräber der Könige der ersten Dynastie zeigen bereits bedeutsame Reste der Kunst jener Zeit. Der grosse Kirchhof der Begründer der ägyptischen Geschichte lag auf einem niedrigen Gebirgsvorsprung, konnte also niemals überflutet werden. Jedes Königsgrab war mit Ziegeln ausgelegt, 20 Fuss breit und 30 Fuss lang. Wirkliche Balken, so lang wie die Breite der Gräber, überdeckten diese grossen Kammern. Reihen kleiner Kammern zur Beisetzung der Mitglieder des königlichen Haushalts und anderer Beamten umgaben die grossen Gräber. In verschiedenen Teilen dieser Gräber fand man Thonwaren, Schiefer mit Bilderschriftzeichen und verschiedene andere Opfergaben. Die bildliche Darstellung von Tierformen in Schieferplatten beginnt in der besten Form fast in den frühesten Gräbern und geht dann in der ganzen prähistorischen Periode ständig zurück. Besonders beliebt waren Tierfiguren in Elfenbeinschnitzerei als Spitzen von Kämmen. Gewöhnlich wurde ein Vogel dargestellt, gelegentlich findet sich auch der Körper eines Vierfüsslers. Zu den wichtigsten Funden dieser Art gehört die Büste eines Mannes. Die Stirn ist hoch, der Bart spitz und der allgemeine Typus ähnelt den Libyo-Amoritern. Auf einem bemalten hölzernen Paneel, das das ägyptische Totenschiff auf seiner Trauerreise darstellt, ist die Behandlung des Schiffes und der Figuren kühn und gut herausgebracht. Ein interessanter, wenn auch härterer Stil er-

scheint in den kleinen glasierten Thonfiguren derselben Zeit. Diese Tierfiguren wurden zu einem Spiel gebraucht; die Gesichter sind sehr abgegriffen. Aus der Gegend von Hierakonpolis kommen dann unsere nächsten Beispiele der Kunst kurz vor der ersten Dynastie. Eine grosse Masse Elfenbeinfiguren zeigen nicht nur gute Proportionen der Figuren, sondern in den Köpfen auch wirkliche Darstellungskunst. So können wir darin das beste Porträt des prähistorischen Volkes finden. Obgleich Spuren archaistischen Stils noch daran haften, ist doch mit grosser Kraft des Ausdrucks Charakter und Rasse gezeigt. Die wichtigsten Denkmäler sind jedoch die Schieferplatten mit Reliefdarstellungen. Eine ganz mit Tierfiguren bedeckte Schiefertafel, die in Hierakonpolis gefunden wurde, hat grosses Interesse, weil sie mehrere jetzt in Ägypten ausgestorbene Tiere zeigt. Die Skulpturen auf den Schieferplatten beziehen sich auf Schlachten bei der Begründung der vereinigten Monarchie. Diese Schiefertafeln wurden zum Zerreiben der Gesichtsschminke gebraucht, die von den ersten Ägyptern in grossen Mengen verwendet wurde. Dass die Eroberer, die diese Arbeiten machten, einen sehr entwickelten künstlerischen Geschmack und eine auf langer Übung beruhende Technik hatten, geht aus den Gegenständen selbst hervor, die in dieser Hinsicht jeder späteren ägyptischen Arbeit weit überlegen sind. Eine der schönsten Schiefertafeln zeigt auf einer Seite zwei junge Giraffen und einen Palmbaum. Auf der anderen Seite sieht man die Figur eines Gefangenen mit hinten gebundenen Händen, der augenscheinlich von einer Person mit einem langen, fast bis auf die Füsse reichenden Gewand vorwärts getrieben wird. Darunter war die Hauptgruppe, die aus einem ungeheuren Löwen besteht, der in den Körper eines auf dem Rücken liegenden Mannes beisst. Darunter sieht man die Leichname von vier anderen, und einer wird von Geiern, Falken und grossen Adlern verschlungen. Die Gefangenen zeigen einen anderen Typus, wie die Bilder ägyptischer Rassen; diese Darstellung bezieht sich daher auf eine Eroberung ausserhalb des unteren Nilthales. Die Behandlung des Löwenhaares ist wie die auf den Elfenbeinschnitzereien der ersten Dynastie; dieser Umstand bringt sie mit der letzten Zeit der Prämeniten in Zusammenhang. Der letztere Stil scheint durch die Schiefertafel König Narmars, der kurz vor Mena angesetzt wird, dargestellt zu sein. Man sieht den König mit dem Fahnenträger dahinter, vor ihm die Königin mit vier Fahnenträgern. Rechts sind die Leichen von zehn Gefangenen, deren abgeschnittene Köpfe zwischen den Füssen liegen. In der nächsten Abteilung sind zwei zusammengesetzte Ungeheuer mit Pantherköpfen und Leibern und verschlungenen Hälsen, die an Schlangen erinnern. Sie werden durch Stricke gesichert, die zwei Diener halten.

In der nächstunteren Abteilung ist der König als Stier, auf einem fliehenden Feind, dargestellt. Die Rückseite zeigt, dass die vereinigten Streitmächte der Ägypter sich aus drei verschiedenen Rassen zusammensetzten, den langhaarigen, den bärtigen und den gewöhnlich rasierten Ägyptern der späteren Zeiten. Sie triumphieren über bärtige Leute mit Stierfellen und Hörnern auf dem Kopfe.

Astronomie.

Der lebendige Mond. Es hat lange als ein unumstösslicher Satz gegolten, dass der Erdenmond gewissermassen eine wandelnde Leiche unter den Gestirnen des Sonnensystems darstelle, indem seine Oberfläche starr und keinen Veränderungen irgend welcher Art mehr unterworfen sei. Zuweilen sind wohl schon Beobachtungen gemacht worden, die auf thatsächliche Umgestaltungen der Kraterbildungen auf dem Monde hingewiesen haben, aber im wesentlichen ist jene Anschauung bisher nicht erschüttert worden. Jetzt scheint jedoch ein Wechsel der Auffassung bevorzustehen. Der Astronom Wells hat erst kürzlich jahreszeitliche Veränderungen auf der Oberfläche des Erdtrabanten beobachtet, die er als Erscheinung einer Vegetation von sehr schnellem Wachstum und Verschwinden erklärt hat, und nun kommt ein so nahmhafter und geachteter Gelehrter wie Professor Pickering von der Harvard-Sternwarte und berichtet uns mit noch grösserer Bestimmtheit, dass der Mond nicht tot sein könne. Mit Professor Lowell zusammen hatte Pickering zunächst fünf Jahre lang an einem für die Himmelsbetrachtung unvergleichlich günstigen Platze Beobachtungen des Planeten Mars unternommen und sich dann, da die vorzüglichen Errungenschaften der bisherigen Forschungen den besten Erfolg versprachen, dem Mond zugewandt. Seine Erwartungen sind nicht getäuscht worden, denn Pickering weiss in einem längeren Aufsatze des »Century Magazine« bereits ein Bündel wichtiger Entdeckungen zu bringen. Vor allem glaubt der Astronom nunmehr sichere Beweise dafür zu haben, dass die vulkanische Thätigkeit auf dem Monde noch nicht ganz erloschen ist. Die zweite und vielleicht am meisten überraschende Ankündigung bezieht sich auf das Vorkommen von Schnee auf dem Monde. Es ist beobachtet worden, dass manche Krater von einer weissen Masse eingerahmt sind, die in der Sonnenbeleuchtung stark erglänzt, und eine ähnliche Erscheinung ist auf einigen höheren Bergspitzen bemerkt worden. Von anderer Seite ist dieses Phänomen mit der Anwesenheit grosser Felder von vulkanischen Glassplittern erklärt worden. Die dritte Beobachtung bezieht sich auf veränderliche

Flecken in gewissen Mondgegenden, deren wechselnde Beschaffenheit Professor Pickering ebenfalls nur durch Annahme einer dem organischen Leben ähnlichen Vegetation deuten kann. Der Gelehrte schliesst: »Die neue Mondbeschreibung besteht danach nicht mehr in der blossen Verzeichnung der kalten toten Felsen und isolierten Krater, sondern in einer Erforschung der täglichen Veränderungen, die in kleinen besonderen Gebieten stattfinden, wo wir wirkliche, lebendige Wechsel finden, die nicht durch gleitende Schatten oder durch Schwankungen des Mondkörpers erklärt werden können.

Der Erdkörper als Organismus. In der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift veröffentlicht Professor Dr. Sigmund Günther in München einen »Beitrag zur Geschichte der Irrlehren in der physikalischen Geographie«, indem er nachweist, dass von Plato an bis in die Mitte des vergangenen Jahrhunderts in mannigfacher Wandlung der Gedanke ausgebildet und verfolgt worden ist, »die Erde sei ein ungeheures Lebewesen, ausgestattet mit tierischen Funktionen, die sich in gewissen physisch-geographischen Vorgängen nach aussen offenbaren«. Nicht als blosses Bild, als Analogie ist dieser Gedanke gefasst worden, sondern selbst hervorragende Gelehrte haben allen Ernstes daran geglaubt und die Erklärungen aller Naturerscheinungen darauf gegründet. Insbesondere beginnt im 16. Jahrhundert, nach Zurückdrängung des Aristoteles, eine Beseelung der Erde und der Elemente, die die wunderlichsten Irrtümer zur Folge hat. Auch der grosse Kepler konnte sich von diesen Gedanken und Empfindungen nicht frei machen, glaubte er doch sogar, dass die Erde, um ihre vitalen Aufgaben erfüllen zu können, der Nahrung bedürfe, die durch das Meerwasser dargestellt werde; auch erfahren übelriechende Schwefeldämpfe, unterirdisches Feuer, Blitz und Donner drastische Erklärungen. Als besonderer Beweis für die Belebtheit der Erde werden die Fossilien angesehen, von denen man nicht einsah, dass es Reste und Versteinerungen früherer Lebewesen seien, die man vielmehr für freie Nachbildungen von Lebewesen hielt, die durch eine geheimnisvolle Gestaltungskraft der Erde hervorgebracht würden. In ähnlicher Weise wurden Krystallbildungen und das Wachsen der Stalaktiten erklärt. Dem Atmen der Tiere soll Ebbe und Flut entsprechen und es wird vermutet, dass im Erdinnern verborgene Organe vorhanden sein müssten, die den Lungen oder Kiemen entsprechen. Ob Goethe, der vom Ein- und Ausatmen des Erdkörpers spricht, dies wörtlich oder bildlich gemeint hat, dürfte schwer zu entscheiden sein. Als einer der letzten Naturphilosophen alten Schlages erwähnt S. Günther den Gletscherforscher Professor Dr. Hugi († 1855), der sich bis zu dem Satze versteigt: dass die Erde eine Seele habe, erkenne

man nicht nur aus den kosmogonischen Mythen, sondern auch aus den Aussprüchen der alten Philosophen und Keplers.

Land und Leute.

Da der Kronprinz von Siam als Gast des Kaisers in Deutschland weilte, ist es von allgemeinem Interesse, nicht nur einige Daten über den Prinzen selbst, sondern auch über die Bedeutung seiner Heimat zu geben, wo Deutsche bereits eine lebhafte Thätigkeit entfalten. Kronprinz Maha Wajirawudh ist noch ein junger Mann. Er wurde am 1. Januar 1881 geboren und im Jahre 1895, nachdem der älteste Sohn des Königspaares gestorben, zum Thronfolger ernannt. Das Reich, über das er einst herrschen wird, ist noch über 100000 Quadratkilometer grösser als Deutschland, hat aber nur etwa 8 Millionen Einwohner. Die Fortschritte, die Siam gemacht hat, kommen in besonders augenfälliger Weise in der Hauptstadt Bangkok zum Ausdruck. Diese Stadt besitzt elektrische Strassenbahnen, in den Hauptstrassen elektrisches Licht, Fernsprecher und Telegraphen u. s. w. In den letzten Jahren hat sich eine grosse Ausfuhr von Reis und Teakholz entwickelt, die ihrerseits wieder eine industrielle Thätigkeit, nämlich den Betrieb von Reismühlen und Sägewerken hervorgerufen hat. Für den heimischen Gebrauch benutzt man allerdings noch, wie seit Jahrhunderten, Handmühlen, aber der zur Ausfuhr bestimmte Reis wird in Dampfmühlen behandelt, die über moderne Maschinen verfügen. Der Sägewerksbetrieb scheint noch einer grossen Ausdehnung fähig, da Siam Teakholzwälder von ungeheurer Ausdehnung besitzt. Sie bedeuten etwa ein Siebentel des ganzen Reiches und liegen hauptsächlich im nördlichen Teil. Hier werden die Stämme gefällt, nachdem sie gehörig getrocknet sind, was dadurch erreicht wird, dass man in einiger Entfernung vom Boden einen breiten Streifen aus der Rinde schlägt. Nach dem Abholzen werden die Stämme durch Elefanten an die Wasserläufe geschleppt, von wo sie dann südwärts treiben. Die ungeheure Entfernung und der Umstand, dass die Stämme, wenn in den Flüssen niedriger Wasserstand herrscht, auf Sandbänken festgeraten, bewirkt, dass es oft jahrelang dauert, ehe die für Bangkok bestimmten Hölzer bei den Sägemühlen eintreffen. Indessen bilden die Kosten dieses umständlichen Betriebes auch die einzigen Ausgaben, denn die Konzession zur Abholzung der Wälder kostet so gut wie gar nichts. Im geschäftlichen Leben Siams spielen merkwürdigerweise die Chinesen eine so bedeutende Rolle, dass man sie als die eigentlichen Herren des Landes bezeichnen könnte. Sieht man von diesen ab, so nimmt England den ersten Platz im Handel ein, dann kommen

Deutschland, Dänemark, Frankreich, Amerika, Italien, Belgien, Holland, Japan, Schweiz, Österreich und Norwegen. Die Engländer verfügen über zwei wichtige Dampfschiffslinien zwischen Hongkong, Bangkok und Singapur, ebenso sind die drei grössten Holzgeschäfte, mehrere Reismühlen, zwei Banken, drei Zeitungen, mehrere Ein- und Ausfuhrgeschäfte, Bergwerke u. s. w. in ihren Händen, auch stellen sie die grösste Zahl der Fremden bei den Regierungsbehörden. Die Deutschen verfügen über grosse Handelshäuser, Reismühlen und Detailgeschäfte, Deutsche sind in der Regierung, bei der Eisenbahn und bei der Post angestellt und deutsche Dampfer erscheinen immer häufiger in Bangkok.

Litteratur.

Ein Zeitungsmann im hohen Norden. Aus Grönland kommt die Nachricht von dem Tode Lars Möllers, des Mannes, der, selbst ein Eskimo, als erster versucht hat, die Civilisation unter seinen Landsleuten zu verbreiten, und der sie auch mit der ersten Zeitung beglückt hat. Lars Möller war einer der Eskimos, die Professor Nordenskjöld als Führer dienten. Er war geweckt und verständig und wurde durch den Einfluss Nordenskjölds und seiner Gefährten bald europäisiert; sie lehrten ihn auch lesen. So oft er nur die geringste Zeit übrig hatte, sass Möller in einer Ecke der Hütte und buchstabierte aus einem Buche oder einer Zeitung. Zeitungen interessierten ihn aufs höchste und er bat fortwährend um Auskunft über die Art, wie sie ihre Nachrichten erhalten, wie sie gedruckt werden, wie die Illustrationen vervielfältigt werden können und über ähnliches mehr. Als Nordenskjöld von Möller Abschied nahm und nach Schweden zurückkehrte, teilte ihm der Eskimo zur höchsten Belustigung der Schweden mit, dass er Journalist werden wolle. Nordenskjöld lachte. Ein Journalist in Grönland? Und wenn Lars Möller schliesslich eine Zeitung hätte herausgeben können, er war aber doch der einzige Eskimo in Grönland, der lesen konnte, und die Verbreitung eines noch so gut fertiggebrachten Blattes wäre also auf einen Leser beschränkt geblieben, der noch dazu ein Freiexemplar erhielt. Darauf erklärte aber Möller, dass er anfangs nur Bilder bringen wolle, die er selbst auf Holz zeichnen und, so gut er könne, abdrucken werde. Er hatte selbst ein Verfahren dazu ausgedacht. Mittels seiner Bilder würde er dann seine Landsleute lesen lehren. Sogleich nach seiner Rückkehr nach Schweden dachte nunmehr Nordenskjöld daran, eine kleine Druckerpresse, mit Typen, Papier, Druckfarbe und allem, was für ein Zeitungsunternehmen im kleinen nötig war, abzusenden.

Bald nachdem er das Geschenk erhalten, gab Lars Möller die erste Nummer seiner Zeitung heraus, die er, obgleich sie nur aus Bildern bestand, mit dem ganzen Stolze auf seine eigenen Kenntnisse Lektüre taufte. Lars Möller verteilte die erste Nummer seiner Zeitung einfach auf einer Wanderung auf Schneeschuhen und einer Schlittenreise und liess in jeder Hütte, die er kannte, ein Exemplar zurück. In jeder Gruppe von Hütten setzte Möller sich mit den intelligentesten unter den Eskimos in Verbindung und lehrte sie allmählich, was er selbst wusste. Sie lehrten wieder die Leute ihrer Nachbarschaft und diese verbreiteten ihre Kenntnisse ihrerseits weiter, so dass es jetzt wenig erwachsene Eskimos giebt, die nicht ein wenig lesen können. In Dänemark interessierte sich die öffentliche Meinung sehr für die Geschichte von Lars Möllers Zeitung und es ist nicht lange her, dass man für eine neue Presse und das übrige Inventar sammelte. Und nun kommt aus dem eisstarrenden Norden die Nachricht, dass der wackere Begründer des Journalismus im Polarkreise tot ist, dass aber ein anderer Eskimo die Polarzeitung im Sinne ihres Begründers fortführen wird.

Naturwissenschaft.

Ein Phänomen. Aus Odessa telegraphiert man dem »Standard« unter dem 26. Mai: »Gestern abend wurde hier ein ungewönliches Phänomen beobachtet. Von 9 bis $9^3/_4$ Uhr abends (Greenwicher Zeit) waren am südöstlichen Himmel in mittlerer Höhe zwei breite Lichtsäulen von planetarischem Glanze zu beobachten, die sich perpendikulär nach dem Zenith erstreckten. Diese leuchtenden Säulen waren breit, ganz genau parallel und weit von einander entfernt. Trotz des trüben und regnerischen Wetters waren sie volle 40 Minuten deutlich und strahlend sichtbar und verblassten sodann langsam.«

Religionsbewegung.

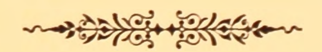
Paris. In französischen klerikalen Kreisen erregen die erfolgten Übertritte der hochbedeutenden Priester, des talentvollen Abbé Bonnat, des betagten Abbé Theuillère und des jugendlich-feurigen Abbé Carl Caillou zur evangelischen Kirche peinlichstes Aufsehen und Bestürzung.

Wien. Einen statistischen Beweis, in welcher Weise sich die »Los von Rom-Bewegung« auch zur evangelischen Bewegung in der Frauenwelt umgestaltet, zeigt die Thatsache, dass im Januar 1902 38 Männer und 58 Frauen, im Februar 30 Männer und 38 Frauen, im März 29 Männer und 51 Frauen.

zusammen 97 Männer und 147 Frauen zur evangelischen Kirche übertraten.

Gemeinnütziges.

Strafbares Mitleid. Vor einigen Wochen schilderten Berliner Blätter das entsetzliche Elend zweier Rummelsburger Familien, wo die Kinder dem Verhungern nahe waren, weil die Eltern krank und die Väter, zur Zeit der grossen Arbeitslosigkeit, trotz aller ihrer Bemühungen um Arbeit keine Beschäftigung fanden. Der Lehrer eines der hungernden Mädchen, dem er in der Schule mit seinem eigenen Frühstück mitleidig über den nagenden Schmerz des Hungers hinweghalf, war von seinen Wahrnehmungen so erschüttert, dass er von seinen Erlebnissen in der Familie erzählte. Diese Erzählung veranlasste den Bruder des Lehrers, von tiefem Mitleid ergriffen, den Fall krassen Elends öffentlich zu schildern. Diese Schilderung hatte erwünschte Folgen. Aus verschiedenen Städten, ja aus dem Auslande sendete man freundliche Gaben für die Kranken und die Hungernden, und, was für die Väter das Wichtigste und Erwünschteste war, sie erhielten durch die Mitteilungen in der Presse die heiss ersehnte Arbeit! Aber in Preussen, so schreibt hierzu die Berliner »Volksztg.«, muss alles und jedes, muss auch ein Akt des Wohlthuns ein Nachspiel haben, das die bittersten Empfindungen weckt. Ein Kommissar der Regierung zu Potsdam nahm mit dem Lehrer, in dessen Klasse sich die Kinder der beiden armen Eltern befinden, eine lange Verhandlung von etwa einer halben Stunde in Gegenwart des Schulinspektors und Rektors auf. Bald darauf erhielt der Lehrer ein sehr ungnädiges Schreiben der Regierung, in dem es zum Schluss heisst, dass sein Verhalten von »wenig Überlegung und von geringer Liebe für seine Schutzbefohlenen zeuge« und dass ihm die Regierung dafür ihr »missfälliges Bedauern ausspricht«. Unglaublich, aber nach dem genannten Blatte, »unerbittlich wahr!«



Bücherbesprechungen.

Maurertum und Menschheitsbau. Freimaurerische Gedanken zur sozialen Frage von Diedrich Bischoff. Leipzig, Max Hesses Verlag, 1902.

Die zweite, veränderte Auflage liegt uns vor. Eine gediegene, warmempfundene Arbeit, die der Freimaurer-Loge Phönix in Leipzig gewidmet ist.

Der Verfasser sucht in seinem von echtem freimaurerischen Geiste getragenen Buche nachzuweisen, dass die freimaurerischen Lehren, beziehungsweise die er-

zieherischen Resultate derselben allein geeignet seien, die soziale Frage in diejenigen Wege zu leiten, in denen sie sich zur allgemeinen Befriedigung und zum allgemeinen Nutzen lösen könne. Wie so oft, stehen sich auch hier Theorie und Praxis gegensätzlich gegenüber. Gewiss, könnte der Geist, der in den freimaurerischen Lehren enthalten ist, zum Allgemeingut gemacht werden, und würde er die Allgemeinheit durchdringen, so müsste das Resultat das sein, was von allen Menschenfreunden so sehr ersehnt und erwünscht wird. Aber dies ist eben leider nur ein frommer Wunsch. Die Gesellschaft der Freimaurer ist erstlich durch ihre Abgeschlossenheit, und zweitens, es muss bedauernd gesagt sein, durch ihre Uneinigkeit in sich selbst nicht voll imstande, dies hohe Ziel der befriedigenden Lösung der sozialen Frage zu erreichen. Um durch das gute Beispiel allein zu wirken, wie der Verfasser meint, bewegt sich der grösste Teil der Freimaurer doch in zu vornehmer Zurückhaltung, um auf den Menschheitsbau im grossen Einfluss haben zu können. Doch ist das Buch jedem warm zu empfehlen, der die Hoffnung noch nicht aufgegeben hat, dass doch noch ein einigermassen erträglicher Zustand im sozialen Leben zu erringen ist, ohne dass die gewaltsamen Umwälzungen stattfinden müssen, die der einigermassen in die Zukunft Schauende als dräuendes Zukunftsgespenst erblickt.

S. Miller.



Ordensbekanntmachungen.

1. Der für den 20. Juli ausgeschriebene Kongress in Dresden für die Ordensmitglieder in Österreich und Ungarn ist bis auf weiteres vertagt worden.

2. Ordensmitglieder, welche mit dem Custosamte im regelmässigen Briefwechsel zum Zwecke des Lehrkursus stehen, wollen die in den Ordenssatzungen und Lehrbriefen gestellte Verpflichtung zu Beilegung des Rückportos genau beachten. Die Portolasten wachsen bei Nichtbeachtung dieses bekannten Prinzipes ins Ungemessene, weswegen auf genaue Erfüllung des Portoersatzes gedrungen werden muss.

3. Die diesjährigen Ordensferien, welche am 28. Juni begannen, enden mit dem 2. August.

Herausgeber: Leopold Engel. Redakteur: Sigmund Miller, Dresden-Striesen, Augsburgerstrasse 77, II.
Druck von Carl Otto in Meerane i. S.